Adolf Mettler / Bilder aus dem täglichen Leben der Hirsauer Mönche

Einleitung

Wer offenen Auges und Sinnes durch das Trümmerfeld des Peter- und Paulsklosters in Hirsau geht, den spricht aus den Resten der gewaltigen Anlage der Geist des Mittelalters vernehmlich an. Er ahnt, daß hier etwas Großes gewesen und untergegangen ist, und fühlt unwillkürlich den Wunsch in sich aufsteigen, diese Steine zum Reden zu bringen, daß sie von dem Leben Zeugnis geben, das einst in all den weitverzweigten Räumen herrschte. Diese Ahnung ist nicht trügerisch und der Wunsch nicht unerfüllbar. Denn unter den alten Klöstern im heutigen Württemberg, ja in ganz Deutschland, auch wenn sie in ihrem baulichen Bestand so vollständig erhalten sind wie Maulbronn, ist keines, das uns einen dermaßen genauen Einblick in die Form und den Geist seiner Haus- und Lebensordnung gewährt wie Hirsau. Das rührt von der Gunst der schriftlichen Ueberlieferung her. Der Begründer der Größe Hirsaus, Abt Wilhelm, hat im Jahre 1079 seinem Kloster neue Gesetze gegeben und bald darauf sie auch niedergeschrieben. Das Buch ist in Abschriften auf uns gekommen und läuft unter dem Titel Wilhelmi constitutiones Hirsaugienses. Diese Hirsauer Satzungen sind aber nichts anderes als die kluniazensischen Gewohnheiten, d. h. die liturgischen und häuslichen Ordnungen, die sich während des 10. und 11. Jahrhunderts in dem burgundischen Kloster Kluni, dem Mittelpunkt der großen abendländischen Mönchsreform, herausgebildet hatten und von hier überallhin in die Klöster kluniazensischer Richtung übertragen wurden. Ihren Kern bildet die Benediktinerregel — die Kluniazenser und Hirsauer sind kein neuer Orden, sondern reformierte Benediktiner —, aber aus dem dünnen Büchlein des hl. Benedikt ist durch Spezialisierung und Erweiterung ein stattlicher Band geworden, vergleichbar den weitläufigen Ausführungsbestimmungen zu einem kurzen Gesetz. Diese „Gewohnheiten", die als consuetudines, ordo, disciplina oder constitutiones von der regula unterschieden wurden, liegen uns in mehreren, teils knappen, teils ausführlichen Fassungen aus Kluni, Farfa, Fruktuaria u. a. vor, stimmen aber in allem Wesentlichen überein; denn Kluni drang auf Gleichförmigkeit der Gebräuche. Wir können also, was in den Hirsauer Satzungen fehlt, aus den parallelen Darstellungen ergänzen und uns von dem inneren Dienst, wie er sich am Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts in den Reformklöstern abspielte, ein fast lückenloses Bild machen. Durch die eifrige Propaganda Hirsaus verbreiteten sich seine Satzungen weithin in Schwaben und Franken. Auf württembergischem Boden galten sie in Klosterreichenbach, Komburg, Blaubeuren, Zwiefalten, Isny, Neresheim und Lorch; von St. Blasien drangen nächstverwandte Ordnungen nach Alpirsbach, Wiblingen und Ochsenhausen. Außerhalb Südwestdeutschlands besaß Hirsau Tochtersiedlungen in Bayern, Thüringen und Sachsen, ja bis nach Kärnten. Die Hirsauer Hausgesetze waren also nicht eine bloß örtliche Einrichtung des weltabgeschiedenen Schwarzwaldklosters, sondern, zumal wenn wir Kluni und seine nähere und fernere Gefolgschaft dazunehmen, eine Sache von internationalem Horizont.

Der Reichweite ihrer Geltung kam die Vielseitigkeit ihrer inhaltlichen Bedeutung und geschichtlichen Wirkung gleich. Diese gottesdienstlichen und häuslichen Be-

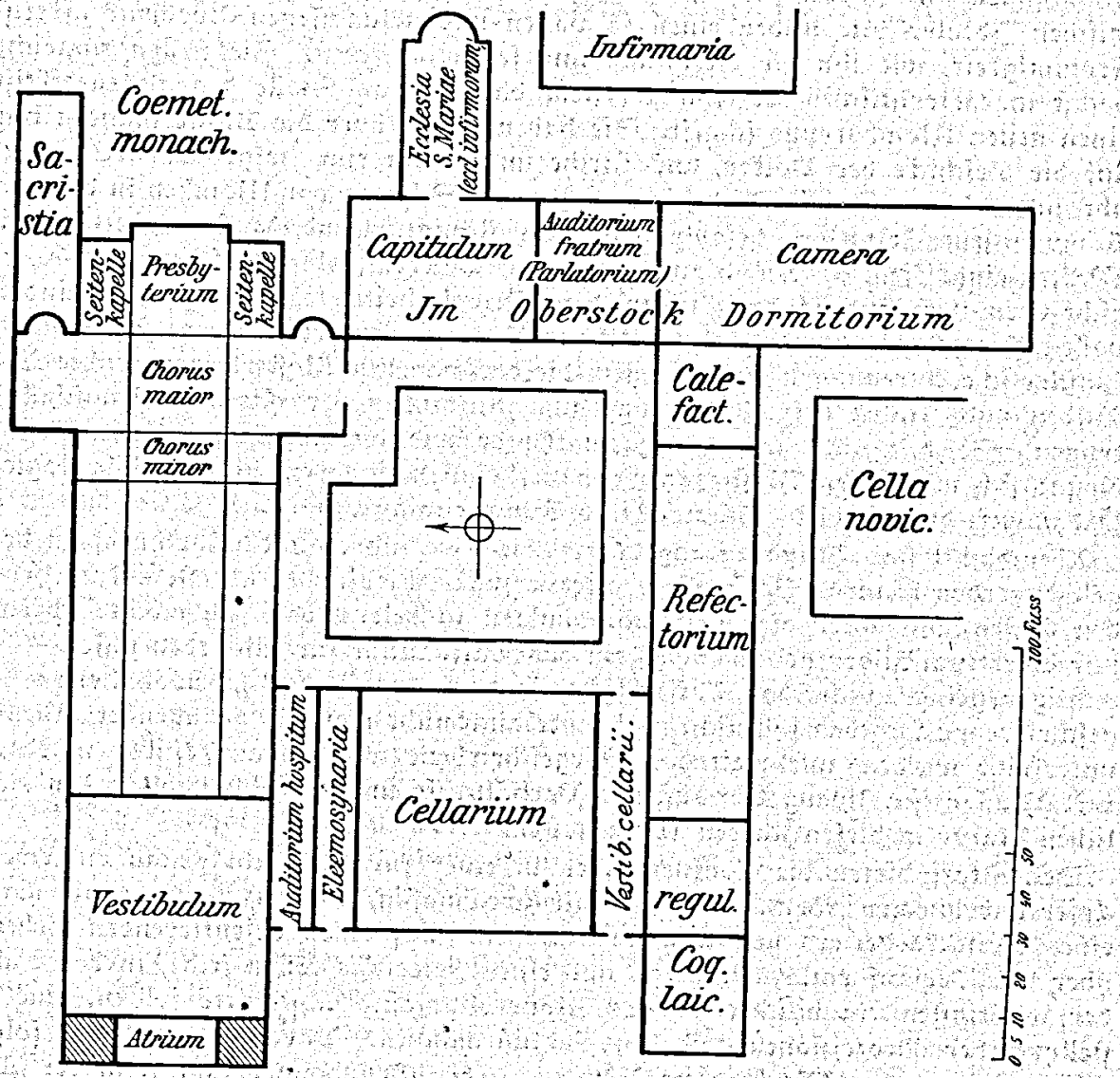
stimmungen sind ja nur die Spiegelung des in Hirsau und Kluni lebendigen mönchischen Ideals. Sie bilden einen so vollen und geschlossenen Ausdruck aszetischer Frömmigkeit, wie ihn die Geschichte nur selten aufweist. Sie stellen zugleich ein höchst charakteristisches Erziehungssystem dar, das an Stelle des altbenediktischen einen neuen Mönchstypus schafft. Sie haben ferner über die Klostermauern hinaus auf die Geschicke der Völker, auf Kirche und Staat eine tiefgehende Wirkung geübt, indem die nach dieser Richtschnur erzogenen Scharen von Mönchen in den großen Kämpfen jenes Zeitalters, besonders zwischen Königtum und Papsttum, mit geistlichen Waffen eingriffen. Und noch auf einem ganz anderen Gebiet, auf dem man es zuerst nicht vermutet, läßt sich ein Einfluß der „Gewohnheiten", namentlich der eindrucksvollen Gottesdienstformen und prächtigen Prozessionen erkennen: es sind von ihnen künstlerische Anregungen ausgegangen, die das von den Klosterleuten geübte Bauen, Bilden und Malen befruchteten und zum Aufblühen der Hirsauer Bauschule beitrugen. So hat nicht nur die Heimatkunde und die allgemeine Kulturgeschichte Grund sich mit diesen Klostersatzungen zu befassen, sondern auch die Theologie, die Pädagogik, die Kirchen-, Staaten- und Kunstgeschichte.

Aber damit sind Aufgaben angedeutet, die weit führen und nicht nur so nebenher gelöst werden können. Ich muß es mir versagen, hier näher auf sie einzugehen und den Gegenstand unter diesen Gesichtspunkten zu beleuchten. Ich möchte überhaupt nur objektive Bilder geben und allein das Tatsächliche für sich reden lassen — oder, richtiger gesagt, nicht das Tatsächliche, sondern das in den „Gewohnheiten" Vorgeschriebene; auch das soll nicht — könnte auch nicht mangels genügender Quellen — untersucht werden, wie weit das Vorgeschriebene wirklich ausgeführt wurde, wie viel Wasser der Zwang der äußeren Verhältnisse und die Schwachheit der menschlichen Natur in diesen starken Wein gossen.

Den Stoff bieten die Consuetudines in einer für den nicht genau eingeweihten Leser unbequemen Form. Es schien mir zweckmäßig, ihn umzugruppieren, nach Art eines Mosaikarbeiters neu zusammenzusetzen. Auf einen orientierenden Ueberblick über den Verlauf eines Werktags und eines Feiertags sollen sechs, in den Rahmen der wichtigsten Räumlichkeiten des Klosters gefaßte Abschnitte folgen, eine Darstellung der Prozessionen soll den Schluß machen. Daraus ergibt sich folgende Gliederung: 1. ein Werktag im Winter, 2. der Gründonnerstag, 3. in der Kirche, 4. im Schlafsaal, 5. in der Küche und im Speisesaal, 6. im Kapitelsaal, 7. im Kreuzgang, 8. im Krankenhaus, 9. die Prozessionen.

Von einem fortlaufenden Quellennachweis ist abgesehen, er könnte nur aus einer fast endlosen Reihe von Seitenzahlen und lateinischen Zitaten bestehen. Der Sachkundige wird das meiste an Hand der Register in M. Herrgott, Vetus disciplina monastica, Paris 1726, und B. Albers, Consuetudines monasticae, 5 Bände, Stuttgart 1900 ff., auffinden können.

Unsere Stoffeinteilung macht es nötig, daß wir uns mit der baulichen Anlage des Klosters vertraut machen (vergl. die schematische Zeichnung Abb. 1). Das Hauptstück bildet das Münster (monasterium), eine kreuzförmige Basilika mit Seitenkapellen am Altarhaus (presbyterium); an die nördliche Seitenkapelle stößt die Sakristei. Vor dem Langhaus erstreckt sich der Vorhof (vestibulum oder Galilaea) mit zwei Fronttürmen, welche die Vorhalle (atrium) zwischen sich nehmen. Die Klausur liegt südlich vom Münster auf der Sonnenseite. Sie ordnet sich in drei Flügeln um den Kreuzgang. Im östlichen Flügel folgen sich zu ebener Erde der Kapitelsaal (capitulum), an den die zugleich als Krankenkirche dienende Marienkapelle angebaut ist,



Schema des Kluniazenserklosters

der Sprechsaal (auditorium oder parlatorium) und die Kleider- und Wäschekammer (camera). Den ganzen Oberstock des Ostbaues nimmt der Schlafsaal (dormitorium) ein. Oestlich hinter der Kirche finden wir den Kirchhof (coemeterium), hinter dem Sprechsaal das Krankenhaus (infirmaria). Der Südflügel umfaßt die Wärmstube (calefactorium), den Speisesaal (refectorium) und die beiden Küchen, die des Konvents (coquina regularis) und die der Laien (c. laicorum). Hinter dem Speisesaal liegt die Novizenzelle (cella noviciorum). Im Westflügel befindet sich der Keller (cellarium mit einem Vorraum gegen die Küche (vestibulum cellarii oder ante cellarium); auf der anderen Seite des Kellers schließen die Almosenzelle (eleemosynaria) und der zugleich als Empfangsraum verwendete Klausureingang (auditorium hospitum) das Viereck ab. (Vergl. auch meine „Mittelalterlichen Klosterkirchen und Klöster der Hirsauer und Zisterzienser", Stuttgart, Verlag Silberburg 1927, und meinen Kunstführer „Kloster Hirsau", verlegt bei Benno Filser, Augsburg, 1928.)

1. Ein Werktag im Winter.

In tiefer Nacht, „wenn die Uhr gefallen ist", die der erste Sakristan nach dem Lauf der Sterne und des Mondes zu richten hat, zwischen 2 und 3 Uhr unserer Zeit, wird die kleine Glocke geläutet zum Aufstehen. Sofort erheben sich die Brüder, steigen ungewaschen und ohne Frühstück in den Kreuzgang hinab und nehmen den Weg in die von wenigen Lichtern erhellte, natürlich ungeheizte Kirche zum Nachtgottesdienst, den sogenannten Vigilien. „Um Mitternacht stehe ich auf, um dir zu danken," auf dieses Psalmwort (119 bezw. 118,62) gestützt hat der hl. Benedikt die Vigilien angeordnet. Ueber ihre Liturgie werden wir im 3. Abschnitt Genaueres hören; hier nur soviel, daß sie aus Psalmengesang, Gebeten, Hymnen und Vorlesungen aus heiligen Schriften bestanden und in Hirsau im Winter gut zwei Stunden dauerten. Unmittelbar nach ihrem Schluß zieht der Konvent hinüber in die nahe, an den Kapitelsaal angestoßene Marienkapelle, den sogenannten zweiten Chor, und singt hier den Lobgesang für alle Heiligen.

Jetzt dürfen die Mönche sich kurze Zeit zurückziehen und sich wärmen in der Wärmstube, dem einzigen geheizten Raum in der Klausur. Darauf kehren sie in das Münster zurück und sitzen mit verhülltem Haupt im Chorgestühl. Jeder tut, was er für notwendig hält; dieser betet, jener ergibt sich stiller Meditation, andere wiederholen leise für sich einzelne Psalmen, um sie sich besser einzuprägen.

Wenn es dann dem Morgen zugeht, wird das Zeichen zur regulären Matutin (Mette), der Morgenandacht, gegeben. Sie eröffnet die Reihe der 7 Tagesgottesdienste oder Horen (Stundengebete), die auch im Chor der Kirche gesungen werden. „Siebenmal im Tag sage ich dir Lob", Psalm 119 bezw. 118, 164. Die Horen sind 1. die Mette, 2. die Prim, 3. die Terz, 4. die Sext, 5. die Non, 6. die Vesper, 7. die Komplet. Die Namen sind mit Ausnahme des ersten und letzten von den altrömischen Bezeichnungen der Stunden hergenommen. Die Römer teilten den Tag vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne in 12 gleiche Stunden, so daß deren Länge fortwährend wechselte und im Winter durchschnittlich 50, im Sommer 70 unserer Minuten betrug. Nur die sechste Stunde lag fest und fiel auf den Mittag. Die Komplet (completorium) heißt davon, daß sie die Siebenzahl voll macht.

Ohne Pause schließt sich der Morgenandacht die Prim an. Mittlerweile ist es Tag geworden, die Mönche setzen sich zu der divina lectio dem Lesen heiliger Bücher, im Kreuzgang nieder. Jeder hat ein besonderes Buch, das er zu Beginn der Fastenzeit aus der Klosterbibliothek erhalten hat. Vor der Terz steigen sie in den Schlafsaal hinauf, um die Tagesschuhe anzuziehen und das Messer und die Nadel an sich zu nehmen. Dann waschen und kämmen sie sich unten im Lavatorium, nicht einem geschlossenen Waschsaal, sondern einem Seitenraum des Kreuzgangs, den wir aus späteren Zeiten in der Form der Brunnenkapelle kennen. Hier hängen auch vier Handtücher, die jeden Sonntag und Donnerstag gewechselt werden, eines für die Priester, das zweite für die Diakone, das dritte für die Subdiakone und gewöhnlichen Mönche, das letzte für die, „die keine gesunden Hände haben".

Jetzt ist die Stunde der Terz (etwa um halb 10 Uhr) herangekommen. Auf sie folgt sogleich die Vormittagsmesse. (Außer den Privatmessen der Mönche, welche die Priesterwürde besitzen, gibt es in Hirsau täglich 2, bisweilen sogar 3 öffentliche Messen.) Dann tritt der Konvent im Kapitelsaal zusammen zum Kapitel. Der Abt liest und bespricht ein Kapitel aus der Regel des hl. Benedikt (daher der Name), verhandelt Geschäftliches und geht dann über zum zweiten Teil, der Abrügung der am vorhergehenden Tag vorgekommenen Verfehlungen. Das Strafwesen war streng, darüber Näheres im 6. Abschnitt.

Nach dem Kapitel wird einige Freiheit gewährt. Das Schweigen darf jetzt auf kurze Zeit gebrochen werden; es findet „locutio“ statt und zwar im Kreuzgang, nicht im Sprechsaal, der nur benützt werden darf, wenn die Oberen oder Beamten des Klosters untereinander oder mit einem Mönch während der fast immerwährenden Schweigezeit etwas Unaufschiebliches oder mit der Zeichensprache nicht Ausdrückbares zu besprechen haben. Die allgemeine Unterhaltung im Kreuzgang darf nur mit leiser Stimme über geistliche Dinge oder ausnahmsweise über wichtige weltliche Angelegenheiten der Abtei geführt werden. Jetzt ist auch Zeit, dem Kämmerer (camerarius), dem Verwalter des gemeinsamen Kleider- und Wäschevorrats, ein Anliegen vorzutragen, sich zum Aderlaß zu melden, einen von auswärts gekommenen weltlichen Verwandten oder Freund, doch nicht ohne Zeugen, zu begrüßen („es darf aber keiner ein Weib küssen, auch nicht seine Mutter“), einen Kranken zu besuchen, wobei der Weg zum und vom Krankenhaus dazu benützt werden muß, einen Psalm, das Vaterunser und ein Gebet für den Kranken zu sprechen; oder man kann kleine Geschäfte verrichten, z. B. sein Trinkgefäß spülen, seine Stiefel schmieren, seine Kleider waschen, sein Messer wetzen.

Bisweilen geht es auch gemeinsam zum opus manuum, zu körperlicher Arbeit; dann dürfen die Horen etwas verlegt und abgekürzt werden. Im ganzen aber ist die von Benedikt so streng geforderte Handarbeit in Hirsau, wie in Kluni, stark zurückgedrängt. „Wie hält man es bei euch mit der Handarbeit?“ Darauf gibt ein Kluniazenser die Antwort: „Daß ich nicht lüge: was ich bis jetzt davon erlebt habe, war nicht viel mehr als Bohnen aushülsen oder Unkraut jäten im Garten, manchmal auch Brotlaibe formen im Backhaus.“ Im Winter ist für gemeinsame Arbeit wenig Gelegenheit und Zeit, sie wird daher auch in den Vorschriften nicht erwähnt. Für den Sommer dagegen ist vorgesehen, daß der Konvent an geeigneten Tagen in der Frühe, manchmal auch noch ein zweites Mal am Nachmittag zur Arbeit geht, stets in geordnetem Zug unter Psalmengesang. Während einer eingeschobenen Pause versammelt der Abt oder Prior die Arbeitenden unter einem Baum und hält eine erbauliche Ansprache. Nie wird versäumt, die Arbeit mit Gebet zu beginnen und zu schließen. Hier sei auch die Hirsauer Vorschrift über die Schreiber (die Mönche, welche die im Kloster nötigen Bücher abschrieben,) angeführt: Sie sollen immer in ihren Stuben an der Arbeit sitzen und, vom Chordienst befreit, dort auch die Horen singen außer an Festtagen oder bei einem Gottesdienst für Verstorbene.

Wir verfolgen den Verlauf des Wintertags weiter. Um 12 Uhr wird die Sext und, nach einer kurzen Unterbrechung mit Erlaubnis zum Sprechen, die große Messe am Hauptaltar gesungen. Die im Sommer zugelassene Mittagsruhe im Schlafsaal kennt die Winterordnung nicht. Es folgt bald die Non. Dann etwa um halb 3 Uhr versammeln sich alle mit gewaschenen Händen im Speisesaal zur Mahlzeit. Sie sind jetzt 12 Stunden auf und haben noch nichts über die Lippen gebracht.

Es sei hier eine Zusammenstellung der Essenszeiten eingeschaltet. Von Ostern bis Mitte September wird zweimal, um 12 Uhr und abends, gespeist (die Mönche sind durch die großen Fasten vor Ostern geschwächt und die Sommertage sind länger); von Pfingsten an werden wöchentlich zwei Tage mit einfacherer Kost eingeschoben. Vom 13. September bis Aschermittwoch, also im Herbst und Winter, gibt es nur eine Mahlzeit zwischen 2 und 3 Uhr. In der sechswöchigen großen Fastenzeit, der Quadragesima, findet die einzige Mahlzeit erst am Spätnachmittag statt, also 13—14 Stunden nach dem Aufstehen. „Nüchternheit lieben“ zählt Benedikt unter die guten Werke. Die Novizen sollen während ihres Probejahres auch darauf ge-

prüft werden, ob ihr Körper den Anforderungen des Fastens gewachsen sei. Ueber die Speisenfolge und den Verlauf der Mahlzeiten siehe im Abschnitt 5.

Nach Tisch gehen die Brüder in den Kreuzgang hinaus, jeder holt sich sein Buch aus dem Bücherschrank und setzt sich zum Lesen und Studieren. Für diese Zeit wird noch strenger als sonst auf unbedingte Stille gehalten.

Ist am späten Nachmittag die Zeit der Vesper, des Abendgottesdienstes, herangekommen, so geht es wieder in die Kirche zu etwa halbstündigem Gebet und Gesang. Dann begibt man sich in den Schlafsaal, um das Messer abzulegen und die Nachtschuhe anzuziehen, und kehrt zum Lesen in den Kreuzgang zurück, wo bei Verspätung Licht angezündet ist. Danach wird der Brunnen zum Händewaschen und der Speisesaal zum sogenannten bibere aufgesucht. Das bibere besteht in einem Schluck Wasser oder Wein und einem Stück Brot. Bevor es dunkel wird, womöglich noch einmal Lesen im Kreuzgang, darauf im Kapitelsaal die Collatio, die gemeinsame Abendlektion. Es wird aus den Collationes vorgelesen, einem Buch des Johannes Cassianus aus dem 5. Jahrhundert, enthaltend 24 Gespräche mit ägyptischen Mönchen über das asketische Leben; auch sonst Erbauliches darf gewählt werden.

Nun neigt sich das lange Tagewerk der Brüder dem Ende zu. Man geht zum Kompletorium, der letzten Hora, in den Chor. Wenn sie gesungen ist, verlassen alle in ernstem Schweigen das Gotteshaus, werden am Ausgang mit Weihwasser besprengt, ziehen die Kapuzen über den Kopf und suchen im Schlafsaal ihr Lager auf. „Nie", sagt eine kluniazensische Quelle, „geschieht es mit Willen, daß wir nicht noch bei Tageslicht zu Bette gehen; denn wie könnten wir sonst die langen Nachtgottesdienste aushalten?" Im Hochwinter freilich wird dieser verständige Grundsatz nicht immer durchführbar gewesen sein. Wenn nach der Komplet alle das Münster verlassen haben, ergreift noch der Klaustralprior, der eigentliche Hüter der Hausordnung, seine Laterne, geht durch das ganze Haus und sieht nach, ob alle Türen geschlossen sind, ob im Krankenhaus Ruhe herrscht, ob im Kreuzgang nichts liegen geblieben ist und dergl.; dann geht auch er schlafen.

Es berechnet sich für die Werktage die jahresdurchschnittliche Dauer des Chordienstes auf 7—8 Stunden, die der (ziemlich zerstückelten) frommen Lektüre, der Handarbeit und des Kapitels auf etwa 5 Stunden, so daß der Mönch etwas mehr als die Hälfte des 24stündigen Tages unmittelbar dienstlich in Anspruch genommen war. Der Rest entfiel auf Schlafen, Essen und die Tagespausen, doch war man während der letzteren keineswegs sich selbst überlassen. Die Sonn- und Feiertage waren durch den verlängerten Gottesdienst nicht weniger stark belegt. Ferien oder dergleichen gab es nicht, sondern so ging es Tag um Tag, Jahr um Jahr.

Adolf Mettler / Bilder aus dem täglichen Leben der Hirsauer Mönche

2. Der Gründonnerstag.

Nach der Werktagsordnung möge der Ablauf eines Feiertags vorgeführt werden. Ich wähle den Gründonnerstag (coena Domini), weil nach dem Zeugnis eines Kluniazensers der Dienst an diesem Tag besonders vielgestaltig und lang war.

Man steht etwas früher auf als sonst. Die Vigilien haben, wie regelmäßig an Sonn- und Feiertagen, die vollere Form mit 12, nicht bloß mit 4 Lektionen neben der Psalmodie. Die ersten Lesungen werden aus den Klageliedern Jeremias, die mittleren aus dem Traktat Augustins über den 62. (61.) Psalm „Höre, Gott, mein lautes Flehen", die letzten aus den Korintherbriefen genommen.

Die Kirche bietet in dieser Nacht den Eintretenden einen neuen Anblick. Der Vorhang (velum), der seit dem ersten Sonntag der großen Fastenzeit — wohl als Mahnung an die Sündhaftigkeit und Bußbedürftigkeit — zwischen dem Hauptaltar und dem Chorgestühl gespannt war und die Feiern der Messe den Augen des Konvents entzogen hatte, auch das Hungertuch genannt, ist jetzt zum erstenmal wieder weggenommen. Doch sind die Schmuckstücke der Kirche, Kreuze, Reliquienschreine, Kronleuchter und dergl. immer noch entfernt oder, soweit sie nicht beweglich sind, verhüllt, um erst am Karfreitag wieder aufgestellt oder aufgedeckt zu werden. Vor dem Hauptaltar steht ein pyramidenförmiges Gerüst mit 15 brennenden Lichtern. So oft ein neuer Psalm einsetzt, wird eine Kerze gelöscht, dann wieder eine. Bei der letzten Antiphone erlischt auch die letzte, und der Gesang hallt und verhallt in dem dunkeln Gotteshaus. Die Brüder verweilen knieend eine Weile in stillem Gebet.

An diesem anstrengenden Tag darf, wer will, nach der regulären Matutin sich eine Zeitlang aufs Bett legen. Bei Tagesanbruch erhebt man sich wieder zur Prim. Die 7 Horen werden auch an Feiertagen eingehalten.

Während der Terz hat der Kämmerer auf Brettern Schuhzeug in den Kapitelsaal tragen lassen; denn heute bekommt jeder neue Schuhe. Sogleich an die Terz schließt sich das Kapitel an. In diesem wird statt eines Abschnitts aus der Regel das Evangelium des Tages gelesen und vom Abt eine Predigt gehalten, die besonders auch für die ungelernten Brüder bestimmt ist, die sich nicht an frommer Lektüre erbauen können. Dann gibt der Abt dem Kämmerer das Zeichen zur Austeilung der Schuhe. Hierauf wird die Zahl der im Kloster anwesenden Mönche bekanntgegeben, damit ebensoviele Arme zu der an ihnen vorzunehmenden Fußwaschung (Mandatum) bestellt werden können. Gleich nach dem Kapitel liest ein Priestermönch den Armen eine Messe am Kreuzaltar, dem Laienaltar am östlichen Ende des Langhauses (vergl. den Kreuzaltar in der Kirche zu Maulbronn mit dem herrlichen Kruzifix). Dann reicht ihnen der Kellermeister im Gasthaus des Klosters eine Mahlzeit aus Bohnen und Hirsenbrei und läßt ihnen die Füße waschen; doch ist dies nur eine Vorwaschung, die eigentliche Feier findet erst nachmittags statt.

Nach der Sext um Mittag wird eine Pause mit Erlaubnis zum Sprechen eingeschoben. Inzwischen hat der erste Sakristan das „neue Feuer" entzünden lassen. „In diesen 3 Tagen ist kein Feuer in der Kirche außer vor dem Leib des Herrn, bis neues Feuer erzeugt wird." Man verwandte hiezu einen besonderen Stein, in Hirsau

Holzschnitt v. Gottfried Graf

Genius Mutter und Kind

einen „Krystall", in Kluni einen Beryll. In feierlicher Prozession zieht nach der Non der Konvent zur Weihe und Einholung des Feuers. Der Abt segnet und besprengt es, schüttet davon in das Rauchfaß und räuchert.

Nach der Rückkehr der Prozession in den Chor unter dem Läuten aller Glocken wird die große Messe gesungen. Alle empfangen den Friedenskuß und die hl. Kommunion, wie auch an den drei folgenden Tagen. Bis die Ministranten ausgekleidet sind, bleibt die Brüderschaft im Chor, dann folgt sie — der Nachmittag ist schon vorgerückt — dem Abt in den Speisesaal, wo lautlos ein kleiner Imbiß, das sogenannte mixtum, ein Viertelpfund Brot und etwas Wein, eingenommen wird, die erste Nahrung an diesem Tag.

Währenddessen sind die Armen im westlichen Kreuzgangflügel versammelt worden. Der Abt führt die Mönche zu ihnen und unter Gebet und nie abreißendem Psalmodieren wird die feierliche Handlung der Fußwaschung vollzogen. Die Zeremonie knüpft an die Erzählung Joh. 13 an, daß Jesus am Gründonnerstag seinen Jüngern die Füße wusch und darnach die Worte sprach: „Wenn ich, euer Meister und Herr, euch die Füße gewaschen habe, so seid auch ihr verpflichtet, einander die Füße zu waschen .... Ein neues Gebot (mandatum novum) gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebet habe." Daher die Bezeichnung Mandatum. Die Mönche, der Abt voran, waschen, trocknen und küssen den Armen Füße und Hände, bewirten sie mit Wein und schenken jedem einige Silberstücke.

In die Kirche zur Vesper zurückkehrend wird der Konvent an der Türe mit dem Classicum empfangen. Das Wort bedeutet gewöhnlich das Zusammenläuten aller Glocken, in diesem Fall aber, da die Glocken von der Messe des Gründonnerstags bis zu der des Karsamstags schweigen, ein Schlagen auf Bretter, zuerst auf zwei, dann auf mehr, dann auf alle vorhandenen zusammen. Nach dem Vespergottesdienst findet im Speisesaal die (einzige) Hauptmahlzeit des Tages statt. Auch hier, wie in diesen Tagen überhaupt im ganzen Kloster, werden die Zeichen nicht mit der Glocke, sondern durch Schläge gegeben. Die Mahlzeit ist die gewöhnliche der Feiertage, in Kluni und in Farfa auch mit caritas, d. h. mit der Liebesgabe, einer außerordentlichen Weinzulage, die aber der strengere Brauch von Fruktuaria verbietet, weil sie schon zum Mixtum gegeben worden ist; wie es in diesem Stück die Hirsauer hielten, darüber habe ich keine Angabe gefunden.

Wenn dann nach Tisch im Schlafsaal die Nachtschuhe angelegt sind, folgt im Kapitelsaal das große Mandatum fratrum, die Fußwaschung der Mönche, die in kleineren Klöstern der Abt allein vornimmt, während er in größeren von würdigen älteren Brüdern unterstützt wird. Wir hören, daß in Kluni über 200 an dieser Feier teilnahmen, so daß der Kapitelsaal nicht reichte und der Kreuzgang dazugenommen werden mußte. Auch in Hirsau stieg unter Abt Wilhelm die Zahl der Mönche auf über 150. Um solche Massen zu bewältigen, bedurfte es einer genauen Verteilung der Rollen, auch pflegte, wie bei dem Mandatum der Armen, immer eine Vorwaschung vorauszugehen. Die einen tragen fortwährend Wasser aus der Küche herbei („aus einem Wasser werden nur die Füße eines einzigen gewaschen"), andere halten die Füße derer, die an die Reihe kommen, andere reichen dem Abt die Tücher und nehmen ihm die feuchten ab. Wer gerade frei ist, beteiligt sich an dem Singen der Psalmen, Hymnen und Antiphonen. Der Abt ist der letzte, an dem das Mandatum vollzogen wird. Dann tritt von Kerzenträgern begleitet ein Diakon in der Alba und Stola in den Saal, das heilige Buch ehrfürchtig vor der Brust tragend, und liest das 13. Kapitel des Johannesevangeliums (s. o.) vor. Der letzte Akt der Feier spielt

sich im Speisesaal ab, wo der Abt die Brüder bedient, ihnen einen Becher Wein reicht und die Hände küßt. Darauf geht es noch einmal in die Kirche zum Kompletorium, das ausnahmsweise jeder für sich in der Stille betet, und dann in den Schlafsaal zur Nachtruhe.

Uebrigens gab es außer der großen Jahresfeier noch ein wöchentliches und ein tägliches Mandatum. Jeden Samstag nach der Vesper werden im Kapitelsaal von denen, die Küchendienst haben, dem ganzen Konvent und täglich vom Beginn der Fastenzeit bis zum 1. November in der Almosenzelle von 3 Mönchen 3 Armen die Füße gewaschen. Bei diesem letzteren Mandatum ist eine Besonderheit vorgeschrieben, sofern der Waschende nachher die Füße des Armen auch noch mit seinem Haar und mit den Augen zu berühren hat, offenbar nach Luc. 7. 36 ff.: „sie hat mir die Füße mit ihren Tränen genetzt und mit ihren Haaren getrocknet". An jedem Sonntag übernimmt der Abt selbst diesen Dienst.

Die Holzschnitte von Gottfried Graf

Unsere Monatsschrift bringt diesmal als besonders köstlichen Schmuck Holzschnitte von Gottfried Graf. Auch das ungeschulte Auge erkennt auf den ersten Blick die Meisterschaft dieser Kunst.

Gottfried Graf ist zuerst durch überaus feine und geistvolle Radierungen bekannt geworden. Seine näheren Freunde kannten ihn auch als einen gründlichen, rastlos um die Geheimnisse der Kunst ringenden Denker. Er hat sich besonders, wie jeder vorwärts lebende Künstler es tun muß, um die künstlerische Form als Ausdruck der eigenen Zeit bemüht. Dieses Suchen nach der eigenen Form für das künstlerische Erlebnis führte ihn auf den Weg, den er heute zielbewußt und freudig geht. So entstanden seine durchgeistigten Oelbilder, und so kam er auch zum Holzschnitt. Zu welch bedeutender Kunst er hier vorgestoßen ist, zeigt sein rasch berühmt gewordenes Buch „Der neue Holzschnitt und das Problem der künstlerischen Gestaltung", das er bei Eugen Salzer in Heilbronn herausgegeben hat, zeigen jedem die von ihm selbst in Holz geschnittenen Bilder, die wir in diesem Hefte bringen.

Durch seine Berufung als Professor an die Akademie der bildenden Künste in Stuttgart fand er als Leiter der Holzschnittschule den begeisterten Kreis von Schülern, mit denen er den neuen Holzschnitt pflegt.

Gottfried Graf stammt aus dem württembergischen Städtlein Mengen an der Donau. Er hat dort seine Jugend verlebt und aus der Landschaft seiner Heimat, die sich dem Oberflächlichen verschließt, aber dem, der feinen Geistes und gütigen Herzens ist, einen wundersamen, sich immer steigernden Reichtum von Schönheit und Kraft vermittelt, seinen Geist und seine Seele gebildet. So liegt in seinen Radierungen der zarte Duft und die lichte Weite seiner Heimat, in seinen Oelbildern die Farbenglut der Schneehäupter der Alpen beim Sonnenuntergang und in seinen Holzschnitten die bauernharte und kluge Sachlichkeit der oberschwäbischen Landschaft und der oberschwäbischen Menschen. Von Jugend auf war er eng mit dem religiösen Leben des altertümlichen Donaustädtchens verbunden und hat an kirchlicher Musik und Kunst die eigene Kunst entzündet und geschult.

Zu dem, was über die Kunst des Holzschnitts zu sagen ist, geben wir ihm selbst das Wort:

erfundenen Methoden unbegrenztes Vertrauen setzen und glauben, die wirtschaftliche Hilfe der freien Natur entbehren zu können. So hat z. B. Prof. Dr. Max Wolff von der forstlichen Hochschule in Eberswalde der wirtschaftlichen Bedeutung des Vogelschutzes für die Forstwirtschaft eine geringe Bedeutung zugesprochen und für die Schädlingsbekämpfung in den reinen Nadelbeständen, also für die Vernichtung von Forleule, Kiefernspanner, Kiefernspinner, Nonne, Blattwespen usw. die Bekämpfung mit Flugzeugen durch Gift empfohlen. Die Junkers-Werke haben sogar ein besonderes Streuflugzeug konstruiert, mit dem arsensaures Calcium in Form feiner Staubwolken über Kiefern- und Fichtenwälder ausgespritzt wird. Der Wille des Menschen, die Natur zu beherrschen, könnte kaum deutlicher zum Ausdruck gebracht werden, als durch dieses Verfahren, das mit Gewalt zum Ziel kommen will.

Welche Folgen für die Gesamtnatur diese Anwendung von Gift hat, läßt sich bis jetzt noch nicht übersehen; aber es ist nicht ausgeschlossen, daß trotz vorübergehender Abhilfe diese Waldvergiftung einen so gewaltigen Eingriff in das Waldwesen als Ganzes bedeutet, daß auf die Dauer schließlich eine Schädigung des Waldes als Holzerzeuger eintritt. Sicher ist aber, daß nicht bloß der bekämpfte Schädling, sondern zahllose andere, im Naturhaushalt wichtige Insekten zugrunde gehen, und daß die Vogelwelt und das Wild schwer getroffen werden. Auch die Anwendung von Gift zur Vertilgung von Krähen, die schon durch die tückische Art der Anwendung und ihre Brutalität etwas Abstoßendes hat, kann auch vom wirtschaftlichen Standpunkte höchst bedenklich werden. Die Anwendung von Gift in der Natur, wo und wie sie auch erfolgen mag, eröffnet für den Naturfreund aber einen trostlosen Ausblick.

Der Naturschutz tritt dafür ein, daß die von der Land- und Forstwirtschaft angewendeten Methoden sich nicht immer weiter von der Natur entfernen, in der Ueberzeugung, daß nur eine in die Landschaft und die Gesamtnatur eingefügte Wirtschaft, die der schaffenden Natur ihre Gesetze abzulauschen versucht, auf die Dauer gesund bleiben kann. Und er ist weiter der Ueberzeugung, daß die Beurteilung und Behandlung der freien Natur nach ausschließlich wirtschaftlichen Gesichtspunkten bedenklich und selbst für die Wirtschaft gefährlich werden kann.

In der Forstwirtschaft ist daher in den letzten Jahrzehnten eine Richtung sehr stark zur Geltung gekommen, die gegen die reinen Nadelbestände ins Feld zieht und den Mischwald an ihre Stelle setzen will, um auf diese Weise den Wald gesünder und auch gegen Schädlingsplagen unempfindlicher zu machen. Dies bedeutet aber nichts anderes, als eine Annäherung an den natürlichen Wald. Ein anderer Weg zur Bekämpfung der Schädlinge unter Anwendung natürlicher Hilfsmittel ist die Vogelhege, also die Begünstigung der sogenannten nützlichen Vögel in Wald, Garten und Feld, und die künstliche Nachhilfe des Menschen zur Erleichterung ihres Daseins, als da sind: Aufhängung von Nisthöhlen und Nistkästen, Winterfütterung, Anpflanzung von Hecken und Vogelschutzgehölzen, ja die Schaffung von besonders geeigneten Niststellen durch Zuschnitt von Weißdorn und anderen Sträuchern, wie dies Freiherr von Berlepsch empfohlen hat. Noch wichtiger aber ist es, an Resten unberührter Natur zu erhalten, was irgend verantwortet werden kann, und der Natur zurückzugeben und zu überlassen, was für Land- und Forstwirtschaft keinen oder einen geringen Wert hat wie z. B.: verlassene Steinbrüche und Kiesgruben, zufällig entstandene Seen und Altwasser, Schutthalden, Steinriegel, Straßen- und Bahndämme und Ödflächen aller Art. Auf der Albhochfläche

und im Muschelkalkgebiet sind entlang der Feldgrenzen und Wege vielfach heute noch die Lesesteine aus den Aeckern und Weinbergen in langgezogenen Steinwällen aufgeschüttet, auf denen sich meistens sonneliebende Sträucher angesiedelt haben. Diese Steinriegel werden zurzeit vielfach abgetragen und auf die Wege geworfen. Die neuzeitliche Feldwirtschaft entfernt auch mit Vorliebe, namentlich anläßlich von Feldbereinigungen und Bachverbesserungen, das Buschwerk im freien Feld, an Wegen und am Wasser. Damit nimmt sie den Heckenbrütern ihre letzte Zuflucht. Auf der Albhochfläche öffnet man den scharfen Winden und dem Frost alle Zugänge und schädigt überdies noch das Landschaftsbild; kurz, man drängt die freie Natur auch als Helfer der Wirtschaft aus der Kulturgemeinschaft zurück und schneidet sich damit, ohne es zu wollen, in das eigene Fleisch. Kommen dann noch so strenge Winter wie der diesjährige, der mit der Vogelwelt ohnehin aufräumt, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Vogelwelt fortgesetzt weiter verarmt[1]. Wo man aber der Natur noch Raum läßt oder die noch einigermaßen natürlich gebliebene Landschaft erhält, wird eine unsichtbare Hand segensvoll über die Fluren gehalten und die Fehler des Menschen werden ausgeglichen.

Nur wo die Natur in ihrer Gesundheit und Schönheit erhalten wird, ist auch eine gesunde Wirtschaft möglich.

[1] Die Natur wirkt erhaltend und ausgleichend und beugt, solange ihr die ursprüngliche Kraft erhalten bleibt, den Schädlingsgefahren vor. Wo aber mit Gift gewaltsam eingegriffen wird, leidet die Gesamtnatur, und die Vögel als die natürlichen Bundesgenossen des Forstmannes in der Bekämpfung von Schädlingen werden ebenfalls geschwächt oder vernichtet. Die Waffe, welche die Natur von selbst anwenden würde, hat ihr der Mensch aus der Hand genommen.

Adolf Mettler / Bilder aus dem täglichen Leben der Hirsauer Mönche

4. Im Schlafsaal

Alle sollen womöglich in einem Raum schlafen, jeder in einem besonderen Bett. Diese Bestimmung der Regel Benedikts ist auch den Hirsauern Gesetz. Eine Ausnahme machen nur einige Beamte, die, wie wir gesehen haben, in der Kirche schlafen oder wie der Kellermeister und der Weinwart im Vorraum des Kellers, oder wie die Krankenpfleger im Krankenhaus. Aber der Abt schläft gewöhnlich mit den Brüdern, wie der Hirte inmitten seiner Herde. Andererseits werden in den gemeinsamen Schlafsaal nur Mönche zugelassen; die zwei Gastbetten, die darin stehen, sind nur für Geweihte bestimmt, die Novizen schlafen in der Novizenzelle.

Der Schlafsaal (dormitorium) ist ein sehr großer, ungeteilter Raum, der sich über die ganze Länge und Breite des Ostbaus des Klostervierecks als sein Oberstock hinzieht. Er ist noch nicht, wie später gewöhnlich, durch eine Treppe unmittelbar mit der Kirche verbunden, sondern nur vom Kreuzgang aus zugänglich. In der Blütezeit Hirsaus waren die Schlafsäle noch flach gedeckt, solche sind nicht auf uns

gekommen. Die Aufteilung in kleine Einzelkämmerchen, wie z. B. in Alpirsbach, gehören erst einer weniger strengen Zeit am Ausgang des Mittelalters an. In Blaubeuren haben wir aus dem 15. Jahrhundert noch den schönen Mittelgang eines Umbaus des alten Dorments.

Die Betten stehen in vier Reihen der Länge des Saals nach, zwei Reihen an den Wänden und zwei in der Mitte. Neben einem Kruzifix mitten im Saal schläft der Abt. Ein Licht brennt die ganze Nacht. Die Ausstattung der Betten besteht in einem mit Heu gefüllten Sack, dessen Inhalt einmal im Jahr vom Kämmerer erneuert wird, einem darüber gebreiteten Tuch aus Wolle, einer Decke aus Schaf-, Katzen- oder Hasenfell mit wollenem Bezug und einem Kopfkissen. Vor dem Bett steht ein Bänkchen. Die Betten an den Wänden scheinen ein Tischchen oder ein zur Wand hinübergespanntes Brettchen, auf dem man die Kleider ablegen konnte, gehabt zu haben.

Wie das Bettzeug, ist auch die Kleidung der Hirsauer auf das Schwarzwaldklima und das in ungeheizten Räumen sich abspielende Leben berechnet. In den romanischen Münstern, den unverglasten, zugigen Gängen und den fast durchweg im Erdgeschoß gelegenen Gelassen war es den größten Teil des Jahres recht kühl, im Winter bitter kalt. (Wer lang in Maulbronn gelebt hat, weiß davon zu sagen.) Die Benediktinerregel stammt aus dem wärmeren Italien, wurde aber bei ihrer Uebertragung nach Deutschland nicht abgeändert. Nur in der Kleidung ließ schon Benedikt selbst Spielraum. Als Wilhelm von Hirsau sich zur Annahme der Gewohnheiten Klunis entschloß, erhielt er vom Abt Hugo ausdrücklich den Rat, er möge nach der Sitte seiner Heimat, der Lage des Orts und dem Klima an den Vorschriften ändern, was ihm und den erfahrenen älteren Brüdern nötig erscheine. Aber die schweren Schwarzwaldwinter bedeuteten auch so in dem mit Ausnahme des kleinen Kalefaktoriums und des Krankenhauses unerwärmten Kloster eine empfindliche Verschärfung der Askese.

Der Hirsauer trägt ein langes Wollhemd (stamineum) mit Aermeln, gegürtet und an der Brust mit Nesteln aus Hirschleder geschlossen. Darüber die Kutte (cuculla), das Ehrenkleid des Mönchs, bis zur Fußsohle reichend, weit, ohne Aermel, aber mit einer Kapuze, ebenfalls gegürtet mit einem schmalen Riemen. Ferner kurze Unterbeinkleider (femoralia) aus Leinwand, mit einem Gürtel festgehalten; Benedikt hatte sie nur auf Reisen erlaubt, in Hirsau gehören sie zur gewöhnlichen Tracht. Die Oberkleidung bildete ein wollener Ueberrock (froccus), der meist zur Kutte getragen, aber erforderlichenfalls, z. B. bei der Arbeit, beim Küchendienst u. dgl., abgelegt wird. Darunter nimmt man bei rauhem Wetter ein Schafpelzwams (pellicium) mit engen Aermeln. An den Füßen haben sie Strümpfe (pedules) und Schnürschuhe (calcei), im Winter langhaarig oder mit Filz. Ein Messer, eine Nadel mit Faden und ein Kamm vervollständigen die Tagesausrüstung. Jeden Samstag wird das durch die Diener des Kämmerers gewaschene Unterzeug auf einer Bank im Kreuzgang zum Abholen ausgelegt. Das einzelne Stück muß mit dem Namen des Inhabers bezeichnet sein. Jeder trägt seine Sachen an sein Bett, Einzelschränke gibt es nicht.

Für das Aus- und Ankleiden, wie für das Zubettgehen und Aufstehen sind die eingehendsten, jede Bewegung regelnden Bestimmungen erlassen. Z. B.: der ausgezogene Ueberrock wird gefaltet auf das Brettchen oder unter das Kissen gelegt. Die Kutte darf bei großer Kälte über das Bett gebreitet werden in der Weise, daß die Kapuze gegen den Kopf des Schlafenden schaut. Ganz obenauf kann der Schafpelz gelegt werden. Die im Mittelalter weit verbreitete Sitte, unbekleidet zu schlafen, ist verboten.

Im Schlafsaal muß zu jeder Zeit der Nacht und des Tages unbedingtes Stillschweigen herrschen. Nie, ob im Bett oder außerhalb, darf hier einer dem andern ins Gesicht sehen. Bekommt einer bei Nacht solchen Durst, daß er nicht bis zu den Vigilien warten kann, schleicht er an das Bett des Priors und weckt ihn. Der geht mit ihm ins Krankenhaus und übergibt ihn dem Bruder Krankenpfleger, der ihm zu trinken gibt. Während der Prior in den gemeinsamen Schlafsaal zurückkehrt, muß der Mönch für den Rest der Nacht im Krankenhaus bleiben, wo ihm ein Bett angewiesen wird, und darf erst am anderen Morgen sich wieder mit dem Konvent vereinigen, nachdem der Krankenpfleger ihm die Erlaubnis hiezu vom Prior ausgewirkt hat.

Nach dem Aufstehen zu den Vigilien muß jeder sogleich durch Ausbreiten der Decke sein Bett in Ordnung bringen und, ehe er den Saal verläßt, nötigenfalls seine beiden Nachbarn wecken; denn wenn diese zu spät kommen, hat er sich im Kapitel zu verantworten. Nur der Abt darf nicht geweckt werden. Das gebot nicht nur sein Rang, sondern auch seine in den größeren Klöstern ungeheure Arbeitslast. Er sollte das Kleine beobachten und das Große nicht verabsäumen. Die ersten Aebte von Kluni, die den späteren Geschlechtern immer als Vorbilder hingestellt wurden, hatten am Weihnachtsfest noch Küchendienst getan und Bohnen mitgekocht. Das war nicht mehr möglich, als Könige und Fürsten und ungezählte Scharen von Pilgern zu den Festzeiten sich in Kluni einfanden. Auch in Hirsau feierte Rudolf, der Gegenkönig Heinrichs IV., im Jahr 1077 das Pfingstfest. Vom Oktober dieses Jahres bis zum September 1078, als Abt Bernhard von Marseille, der Legat Gregors VII., in den Mauern Hirsaus weilte, war dieses geradezu das Hauptquartier der päpstlichen Partei in Deutschland. Aber auch abgesehen von solchen äußeren Anlässen, war es überhaupt der ganze Geist von Kluni und Hirsau, der dem Abt ein außerordentliches Maß von Mühe und Sorge auflud; die straffe Unterordnung des Klosterstaats unter seinen Willen, die Zentralisierung des gesamten geistlichen und weltlichen Regiments und nicht zuletzt die in der Regel des hl. Benedikt mit tiefstem Ernst ihm eingeschärfte Verantwortung für das Seelenheil auch des letzten seiner Brüder machten ihn nicht nur zum fast unumschränkten Herrn, sondern auch zum Diener aller. Da mochte es nicht selten vorkommen, daß er erst abends, nachdem Ruhe im Kloster eingekehrt war, zu gesammelter Arbeit kam und dann nicht schon um 2 Uhr in der Früh sich mit den andern erheben konnte. (Auch der im vorigen Abschnitt erwähnte Laternenträger im Chor mußte am Abtsstuhl still vorübergehen.)

Einige Zeit nach dem Zeichen zum Aufstehen schließt der damit beauftragte Bedienstete den Schlafsaal ab. Darauf geht er an den Betten entlang, sieht nach allen Unregelmäßigkeiten, weckt namentlich etwaige Schläfer und meldet sie nachher im Kapitel. Auch ordnet die Regel (Kap. 55) an, daß der Abt häufig die Betten der Mönche durchsuchen lassen sollte, ob nicht etwas Unerlaubtes oder Eigenes darin versteckt sei. Eigenbesitz ist besonders streng verboten. Im Kloster ist alles allen gemein. Sie, denen nicht einmal das Verfügungsrecht über ihren Leib zusteht, dürfen nichts für sich haben. „Nichts nennt der Mönch sein eigen, als seinen Vater und seine Mutter und seine Sünde."

Bei Tag wird der Schlafsaal aufgesucht zum Wechseln der Schuhe oder sonst zum Umkleiden; im Sommer auch zum Mittagsschlaf (meridiana), weil im Sommerhalbjahr die Nachtruhe nicht zureichte. Auch mit der Mittagsruhe zusammen war da die Zeit zum Schlafen knapp bemessen. „Nicht schlaftrunken sein" steht auch auf der Liste der guten Werke.

bührt. Inzwischen malt er still vor sich hin: auf seinen Fahrten durchs Land oder im Atelier, das, dicht beim Wilhelmsbau, hoch und ruhig überm Durcheinander des Stuttgarter Lebens liegt. So wird er weiter seinen Weg zu finden wissen. Des großen Landsmannes Wort: „O Gott, das Leben ist doch schön", gab ihm den hellen Mut und die helle Farbe. Es ist auch das leuchtende Zeichen, in dem er siegen wird.

Adolf Mettler / Bilder aus dem täglichen Leben der Hirsauer Mönche

5. In Küche und Speisesaal

Die Frage, wie in den Klöstern gespeist und namentlich getrunken wurde, hat von jeher in weiten Kreisen lebhaftes Interesse erregt. Jedermann kennt die Gasterei im Kloster St. Gallen mit Bärenschinken, Fasanen und unerschöpflich fließendem Wein in Scheffels Ekkehard oder die vor einigen Jahrzehnten so beliebt gewesenen Bilder wohllebender Mönche, zechender Kellermeister und üppig tafelnder Klosterprälaten. Das sind die Erzeugnisse weinfroher Phantasie und Romantik, die nicht geschichtlich, sondern ästhetisch beurteilt sein wollen, was hier nicht unsre Aufgabe ist. Ernst zu nehmen sind dagegen die schon im Mittelalter beginnenden Klagen und Satiren der Zeitgenossen über arge Ausschreitungen auf diesem leicht verwundbaren Gebiet mönchischer Kasteiung.

Aber in der Periode, mit der wir uns auf diesen Blättern beschäftigen, kann in Hirsau und den geistesverwandten Klöstern von lockeren Eß- und Trinksitten keine Rede sein. Dafür bürgt schon die Persönlichkeit des Abts Wilhelm, der die Kraft besaß, seine Mönche in der von ihm vorgezeichneten Bahn unerbittlicher Strenge zu halten. Als Gegenbeweis darf nicht etwa geltend gemacht werden, daß er in dem Abschnitt über die Zeichensprache nicht weniger als 16 Fischarten aufführt. Denn soweit sich diese noch sicher bestimmen lassen, sind es zu einem großen Teil Seefische, die gewiß nie auf den Tisch der Hirsauer kamen, sondern deren Namen und Zeichen der Vollständigkeit halber aus den Gewohnheiten der Klöster am Meer herübergenommen sind. Beachtenswerter scheint mir eine Stelle, wo Wilhelm von seiner kluniazensischen Quelle abweicht: den Satz „der Kellermeister darf gegen seine Diener die Prügelstrafe nur anwenden, wenn er nüchtern ist" läßt er weg und will damit sagen, daß es in seinem Kloster einer Vorschrift gegen betrunkene Kellermeister nicht bedarf.

Näher mußte dem Hirsauer Gesetzgeber nach seiner ganzen Richtung der Gedanke liegen, geistige Getränke überhaupt zu verbieten. Die Frage der Abstinenz ist ein altes Problem des Mönchtums. Schon Benedikt selbst setzt sich damit auseinander. Das 40. Kapitel seiner Regel lautet: „Ein jeder hat eine besondere Gabe von Gott und darum setzen wir nur mit einer gewissen Aengstlichkeit das Maß der Nahrung für andere fest. Doch im Hinblick auf die Gebrechlichkeit der Schwachen glauben wir, daß eine Hemina (¼ Viertelliter) Wein für jeden täglich genügt. Wem aber Gott schenkt, sich dessen gänzlich zu enthalten, der wisse, daß er dafür einen besonderen Lohn haben wird. Wenn jedoch die Lage des Klosters oder strenge Arbeit oder Sommerhitze mehr nötig macht, so sei es in das Ermessen des

Oberen (Abts) gestellt; nur hat er zu beobachten, daß nicht Sättigung oder Trunkenheit sich einschleiche. Zwar lesen wir, daß Wein überhaupt nichts sei für Mönche, aber da in unseren Zeiten die Mönche sich hievon nicht überzeugen lassen, wollen wir wenigstens uns darauf einigen, daß wir nicht bis zur Sättigung trinken, sondern spärlicher, weil der Wein auch Weise abtrünnig macht. Wo aber die Lage des Klosters es mit sich bringt, daß nicht einmal das oben genannte Maß beschafft werden

Albvorland. Nach einem Steindruck von Erwin Schweitzer

kann, sondern viel weniger oder gar nichts, da mögen, die dort wohnen, Gott preisen und nicht murren."

Dieses Kapitel der Regel gilt, wie die Regel überhaupt, auch in Kluni und Hirsau. Für den grundsätzlichen Standpunkt kommt eine Bestimmung in Kluni in Betracht: am Karfreitag, dem strengsten Fasttag des Jahrs, gibt es zu Tisch statt Wein nur Wasser; aber nach der Abendlektion geht man zu einem Schluck Wein in den Speisesaal, „da nehme sich keiner heraus, sich zu enthalten, daß er nicht doch ein klein wenig davon genieße". In den Hirsauer Satzungen finden wir dieses Abstinenzverbot nicht, aber wohl nur deshalb, weil ein besonderer Abschnitt über den Karfreitag überhaupt fehlt.

Die von Benedikt für gewisse Fälle vorgesehene Weinzulage wird bereitwillig gewährt. Wenn einer sein Fläschchen schon mittags ausgetrunken hat, geht er darum

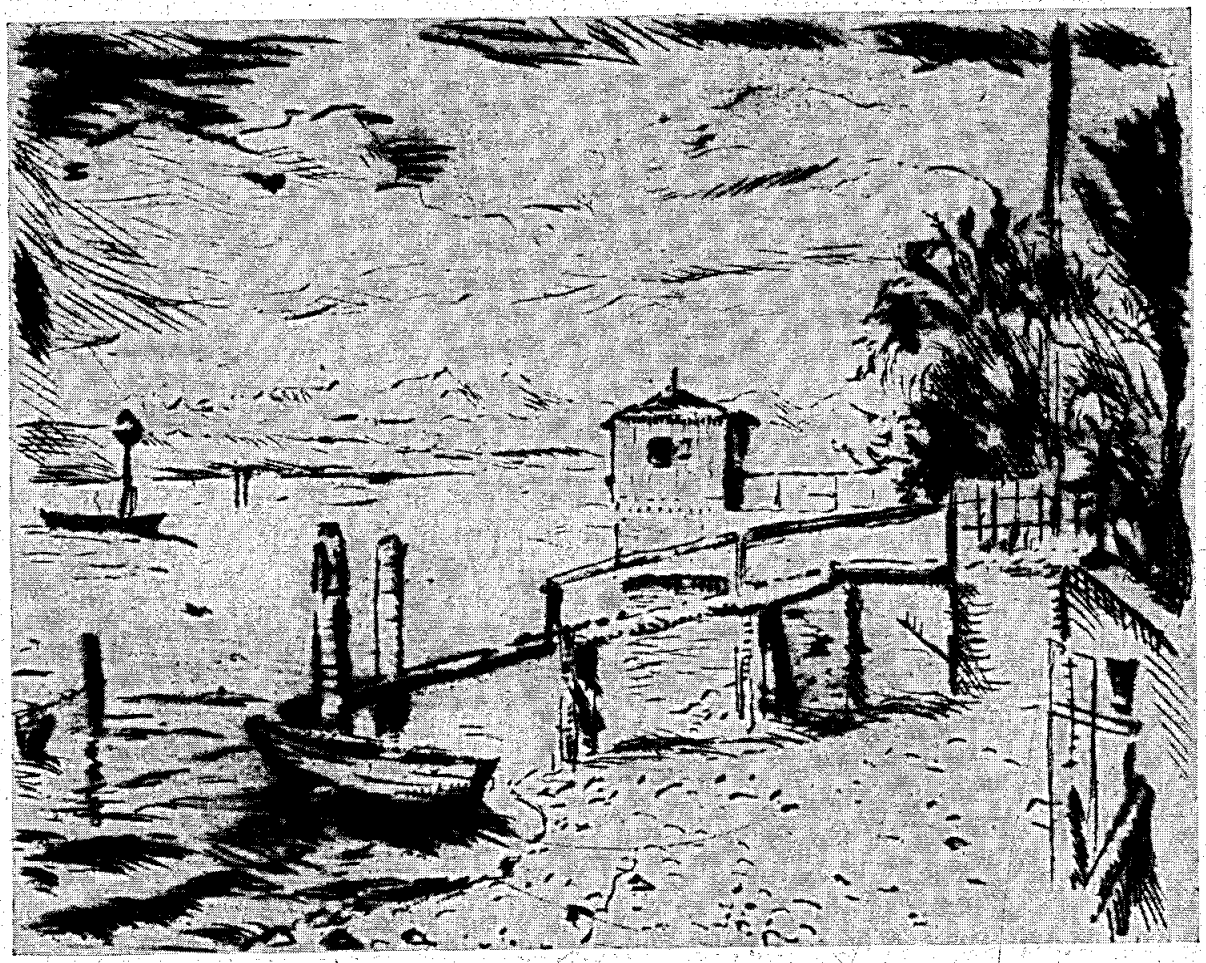
abends nicht ganz leer aus. An höheren Festtagen oder bei freudigen Anlässen gibt es Würzwein (pigmentum claretum, Lautertrank), z. B. wenn der Abt von einer Reise glücklich zurückkehrt oder wenn der Kellermeister, der Vorstand des ganzen Verpflegungswesens, seinen Tag hat, d. h. wenn vormittags im Kapitel der ihn betreffende Abschnitt der Regel behandelt wird, darin die gütigen Worte stehen: „er soll die Brüder nicht betrüben, sondern gegen die ganze Klostergemeinde sein wie ein Vater". In Hirsau wird auch Bier statt Wein gereicht. Das Aachener Kapitulare über das Mönchsleben vom Jahr 817 hatte festgesetzt, daß, wo Wein nicht zu bekommen ist, das doppelte Quantum Bier als Ersatz dienen soll. Dieses Verhältnis mag etwa auch in Hirsau gegolten haben.

Die kluniazensisch-hirsauische Klosteranlage enthält neben einem Speisesaal zwei Küchen. Warum wird die Küche in zwei nebeneinander liegende Abteilungen, die „reguläre" oder Konventsküche und die „Laienküche", zerlegt? Die Erklärung, auf die man zunächst verfallen möchte, daß in der einen für die Mönche, in der anderen für die Laien gekocht worden sei, ist nicht richtig. In beiden wird für den Konvent gekocht, aber in der regulären verrichten die Mönche selbst, in der anderen Klosterdiener, die Laien sind, den Küchendienst. Sodann greift noch eine andere Unterscheidung Platz: in der regulären Küche werden nur die regulären Speisen zubereitet, alle anderen in der Laienküche.

Um das ganz zu verstehen, müssen wir auf die Regel Benedikts zurückgreifen. Sie verordnet (Kap. 39): „Zwei gekochte Gerichte sollen allen Brüdern genügen, daß, wer etwa von dem einen nicht essen kann, sich an das andere halte. Und wenn man Obst oder frische Hülsenfrüchte haben kann, soll auch ein drittes Gericht hinzugefügt werden. Ein gut gewogenes Pfund Brot soll für den Tag ausreichen.... Das Genießen des Fleisches vierfüßiger Tiere ist für alle verboten, außer für die ganz Schwachen und die Kranken." Diese Bestimmungen werden in Hirsau genauer gefaßt. Den ersten Gang bilden immer, jahraus jahrein, Bohnen und zwar gekochte Bohnenkerne. Er heißt generale, das gewöhnliche Gericht. Den anderen gekochten Gang bilden olera, Gemüse, und zwar Gemüse unter Ausschluß der Hülsenfrüchte, also auch der Bohnen. Die in den Satzungen genannten Gemüse sind Zwiebel, Kohl, Rüben, Lattich, Lauch, Kerbel, Raute, Fenchel, Salbei und dergl. Nur Bohnenkerne und Gemüse dürfen in der regulären Küche gekocht werden. Diese Vorschrift wird so streng durchgeführt, daß die Zubereitung grüner Bohnen in die Laienküche verwiesen ist.

Der dritte Gang ist von Benedikt als ungekochte Nahrung gedacht, wird also nur gereicht, solange es Frischkost gibt. Darüber geht man in den Reformklöstern hinaus. Man gibt, von strengen Fasttagen abgesehen, diesen Gang regelmäßig und läßt ihn daher zeitweilig auch aus gekochten Speisen bestehen. Ferner wird er hinsichtlich der Reihenfolge des Auftragens zwischen die Bohnen und das Gemüse eingeschoben. Für seine Benennung ist ein anderer Gesichtspunkt maßgebend und dadurch wird die Sache etwas verwickelt: „Was jedem einzelnen auf einem besonderen Teller vorgesetzt wird, heißt generale; was dagegen für zwei oder mehr Personen in einem Gefäß aufgetragen wird, wie z. B. Obst oder Käse, heißt pietantia." Ersteres trifft zu auf die Bohnen; sie sind, weil zuerst serviert, das erste Generale. Wenn nun der zweite Gang aus einer Speise besteht, die jeder auf eigenem Teller erhält, wie z. B. Fische, so ist auch er ein Generale, andernfalls ist er Pietanz. Dieses den zweiten Gang bildende Generale wird mehr geschätzt als die Pietanz; es wird gegeben am Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Samstag; an den drei anderen

Tagen kommt nur die Pietanz auf den Tisch. Am Sonntag und Donnerstag soll dieses Generale womöglich aus Fischen bestehen. Es kann aber auch dieselbe Speise bald als Generale, bald als Pietanz gegeben werden, z. B. Eier; im ersteren Fall kommen fünf, im letzteren Fall vier Stück auf den Kopf. An Festen und Jahrtagen (Gedenktagen zu Ehren von Wohltätern und Stiftern) gibt es dieses Generale und die Pietanz, also vier Gänge: 1. Bohnen, 2. Fische, 3. Pietanz, 4. Gemüse. Davon



Am Bodensee. Nach einer Radierung von Erwin Schweitzer

wird der erste und der letzte Gang in der regulären, Nr. 2 und 3 in der Laienküche zubereitet. Beim Auftragen tritt ein regelmäßiger Wechsel ein; mit den Bohnen und der Pietanz wird beim Vorsitzenden, mit dem zweiten Generale und dem Gemüse beim jüngsten Bruder begonnen.

Zu der täglichen Brotration darf an Tagen, an denen zweimal gespeist wird, noch ein halbes Pfund nachgeliefert werden zum Abendessen. Neben dem gewöhnlichen Schwarzbrot hat man immer auch eine feinere Sorte bereit. Ausnahmsweise werden auch crafi cum involutionibus, das sind offenbar gefüllte Krapfen, gebacken.

Ueber das Fleischverbot enthält die Regel zwei im Wortlaut nicht übereinstimmende Stellen. Die eine ist vorhin mitgeteilt worden, die andere (Kap. 36) ist etwas allgemeiner gefaßt und lautet: „Fleischgenuß soll nur den ganz schwachen Kranken gestattet werden". Während man nun Fische immer unbedenklich zuließ, herrschte darüber im Mittelalter Streit, ob Geflügel zu essen erlaubt sei. Die Kluniazenser gehörten zu der strengeren Richtung. Dagegen erlauben sie Schmalz

außer an Advent und in Fastenzeiten. Als Peter Damiani dem Abt Hugo von Kluni eine Einschränkung der Verwendung von Schmalz nahelegte, ging dieser nicht darauf ein mit Rücksicht auf die großen Anforderungen, die der Chordienst an die Kraft der Mönche stelle. An den drei Bet- und Prozessionstagen vor Christi Himmelfahrt, den sog. Rogationen, darf das Gemüse mit Milch gekocht und dann Salat gegeben werden. Am Karfreitag dagegen gibt es nur Wasser und Brot; wer will, bekommt dazu noch ungekochte Kräuter.

Im ganzen wird man sagen können, daß die Ernährung der Hirsauer Mönche auskömmlich, aber keineswegs üppig war. Bei der Hauptmahlzeit konnte sich jeder wirklich satt essen. 1½ Pfund Brot täglich ist reichlich, 4—5 Eier als Zwischengang sind sogar entschieden des Guten zuviel. Aber es sind auch die im 1. Abschnitt zusammengestellten Essenszeiten zu bedenken; in der größeren Hälfte des Jahrs gab es nur eine Mahlzeit am frühen oder späten Nachmittag, also zwölf oder noch mehr Stunden nach dem Aufstehen; wenn aber zweimal im Tag gegessen wurde, war das Abendbrot bescheiden.

Die Kücheneinrichtung ist in den Quellen eines besonderen Kapitels gewürdigt. Sie ist einfach, zweckmäßig und auf Reinlichkeit abgestellt. In der Liste der nötigen Stücke sind auch nicht vergessen 2 Paar Handschützer (palmariae), welche gebraucht werden, um die heißen Kessel frisch vom Feuer wegzuheben oder zu neigen, und 4 Paar Aermel, die anzulegen sind, damit die Hemdärmel der Brüder von der „gewöhnlichen" Schwärze der Küche nicht beschmutzt werden. Die Feuerung ist dieselbe, wie man sie in alten Bauernhäusern heute noch antrifft. Das Feuer brennt frei auf dem Herd, wird abends mit Asche bedeckt, die man morgens mit einer eisernen Gabel wieder entfernt. Natürlich fehlt der Blasebalg nicht. Sodann sind 2 Wandarme (trigoni) nötig, „Dreiecke, jedes aus 3 Hölzern mit ungleichen Winkeln gemacht, die sich nach Art eines Türflügels nach beiden Seiten drehen; daran hängen Ketten und an diesen die Kessel, die auf diese Weise mühelos auf die Feuerstelle gedreht werden können".

In dieser Küche nun, die auch zu den Räumen gehört, in denen das Gebot des Stillschweigens besonders streng gilt, verrichten die „Küchenwöchner", die auf eine Woche der Reihe nach kommandierten Brüder, ihr Geschäft. Ihre Zahl, in Kluni 6, wird in Hirsau von dem Bedürfnis abhängig gemacht. Es sei nur die Zubereitung der Bohnen geschildert in engem Anschluß an den Text der Satzungen. Die Mönche treten ihren Dienst am Samstag abend an, indem sie die erforderliche Masse Bohnenkerne sich vom Kellermeister geben lassen und über Nacht einweichen. Jede einzelne Verrichtung wird — übrigens immer und überall im Kloster — mit dem Segenswunsch benedicite begonnen. Am Schluß der Morgenandacht des Sonntags werden vor versammeltem Konvent die alten Köche aus- und die neuen eingesegnet. Dann waschen sie sich, machen Feuer, waschen die Bohnen aus 3 Wassern und setzen sie zu. Wenn das Wasser im Kessel siedet und Blasen wirft, schäumen sie es fortwährend mit einem Löffel ab, den sie schräg halten, um nicht die etwa oben schwimmenden Bohnen mit hinauszuschleudern, rühren auch fleißig um, damit nicht die Kerne anhängen und einen brenzlichen Geschmack bekommen. Wenn die Häute der Bohnen aufspringen, läßt man sie nicht mehr länger am Feuer, sondern kühlt sie unter Umrühren mit kaltem Wasser ab und schüttet sie in ein Gefäß mit gut schließendem Deckel. Der Kessel wird sogleich innen blank gespült. Darauf sprechen alle nach der üblichen Verneigung dreimal den Vers: „Herr, zu meiner Hilfe eile herbei," je mit angehängtem „Ehre sei dem Vater und dem Sohne" usw.; sodann

das Vaterunser und den Vers: „Meine Hilfe ist im Herrn" usw. Die Horen singen sie in der Küche in abgekürzter Form. Am Kapitel nehmen sie teil, kehren aber nach dem Schluß in die Küche zurück und setzen die Bohnen in einem anderen Kessel wieder ans Feuer. Während der ersten Messe bleiben sie in der Küche, zur Hauptmesse gehen die Sänger unter ihnen, soweit sie beim Kochen entbehrt werden können, in den Chor. Die Zurückbleibenden reinigen Korn für Korn die erforderliche Menge Salz und bereiten durch kurzes Schmoren von Speck und Küchenkräutern eine Schmälze. Falls das Wasser im Kessel stärker eingekocht ist, wird nachgegossen, aber nur mit heißem Wasser; „denn es ist die Natur der Gemüse, daß sie von kaltem Wasser einen weniger guten Geschmack bekommen". Jetzt, nachdem sie genügend vorgekocht sind, werden die Bohnen gesalzen und geschmälzt. „Wenn einer der Köche will, ist es ihm nicht verwehrt, von dem Bohnenwasser zu kosten, um zu prüfen, ob es richtig gesalzen und gewürzt ist." Nachgerade kommt die Stunde der Mahlzeit des Konvents heran. Die Köche nehmen vorher das Mixtum ein (1 Viertelpfund Brot und etwas Wein), ihre Hauptmahlzeit erhalten sie erst, wenn die anderen gespeist haben. Nach dem Mixtum werden die Bohnen in der Küche von einem Bruder, der sich darauf versteht, mit einem hiezu bestimmten Löffel in die einzelnen Teller verteilt und dann im Speisesaal serviert.

Gleichzeitig sind in der Konventsküche das Gemüse und in der Laienküche die übrigen Speisen gekocht und angerichtet worden. Für Fischgerichte besteht die Vorschrift, daß die zum Auftragen fertigen Portionen im Vorraum des Kellers (siehe Abb. 1) auf einem großen Tisch aufgestellt werden, damit der Prior nachsehen kann, ob sie gleich verteilt und nicht die besseren Stücke nur den vornehmeren Brüdern vorbehalten sind, damit also kein „Ansehen der Person" einreiße.

Schon nach dem Kapitel hat der Refectorarius, der Bruder Speisesaalordner, mit seinen Untergebenen im Saal seines Amtes zu walten begonnen. Das Refektorium hat in den Hirsauer Klöstern seinen Platz in dem der Kirche gegenüberliegenden Flügel des Klausurvierecks. Es bildet ein gestrecktes Rechteck (in Farfa 90 Fuß lang, 25 breit und 23 hoch, mit 8 Fenstern auf beiden Seiten), das dem Kreuzgang eine Langseite, nicht wie meist bei den Zisterziensern eine Schmalwand, zukehrt. Gegenüber befindet sich der Waschraum, der vor der Mahlzeit zum Reinigen der Hände benützt wird. Die Unterscheidung von Sommer- und Winterrefektorien kennt die Frühzeit noch nicht. Der Saal ist nicht geheizt, aber zwischen Küche und Wärmestube so eingebaut, daß die Luft etwas überschlagen ist; doch hält man für die Tischgäste Pelze bereit.

Die Aufstellung der Tische ist diese: An der östlichen Schmalwand steht der vornehmste Tisch, an dem der Abt mit etwaigen Gästen geistlichen Standes oder zugereisten Mönchen Platz nimmt. Kein weltlicher Laie darf im Refektorium der Brüder speisen. An den Langseiten hin erstrecken sich die Wandtische, an deren nördlichem der Großprior oben sitzt. Durch eine große Tafel endlich wird der Saal der Länge nach in der Mitte geteilt. Das Refektorium ist ein einheitlicher, übersichtlicher Raum, noch nicht, wie es später um der Einwölbung willen üblich wird, in zwei Schiffe zerlegt. An dem mittleren Tisch sitzen die Jüngsten und Letzten. Die an den Wänden sich hinziehenden Tafeln werden nur auf einer Seite besetzt, man hat also hier kein Gegenüber. Tischgespräch ist ja verboten. Dafür wird Erbauliches vorgelesen. Das Pult des Lektors steht an einer Langseite. Der Tisch des Abts befindet sich auf einem niedrigen Podium, dessen vorderer Rand die „Stufe" bildet, an welche Zuspätkommende oder Weggehende treten, um Verzeihung zu erbitten; hier legt auch, wer das Mißgeschick hat, etwas zu zerbrechen, die Scherben nieder.

Der Speisesaalordner beginnt vormittags nach dem Kapitel seinen Dienst damit, daß er mit seinen Leuten die Tische deckt, an Fest- und ausgezeichneten Sonntagen in der ganzen Breite, sonst nur zur Hälfte, so daß der Teller und das Weinfläschchen auf die ungedeckte Seite zu stehen kommt. Nur die Tafel des Abts erhält jeden Tag ihr Tischtuch. Im Sommer wird für Fliegenwedel und mit Leim bestrichene Ruten gesorgt. Dann werden die Löffel nachgerieben und aufgelegt. Zum Zerschneiden der Speisen benützt der Mönch das Messer, das er tagsüber immer bei sich trägt. Den Gebrauch von Gabeln kennt ja das Mittelalter noch nicht. Nur dem Abt bringt der Refektorar ein eigenes Tischmesser samt dem Löffel auf einem Teller, ebenso das Brot mit einer Serviette. Das Pfundlaibchen Brot für die anderen wird schon vor Tisch aufgelegt und, wenn es angebrannt ist, vorher sorgfältig abgeschabt. Der Hauptmesse wohnt der Ordner an, verläßt sie aber nach der Lesung des Evangeliums, um im Keller den Wein zu fassen und zu verteilen. Jeder Bruder bekommt ein besonderes Fläschchen. Darüber wird das gläserne Trinkgefäß gestülpt, auch zum Schutz gegen die Fliegen; es wird als patera (Schale) oder scyphus (Becher) bezeichnet und soll mit beiden Händen zum Munde geführt werden. Das Fläschchen aber führt den merkwürdigen Namen iustitia, die Gerechtigkeit, d. h. die gerecht zugemessene Portion. Wieder begegnen wir also der abstrakten Benennung konkreter Gegenstände, wie wir sie schon in misericordia für das Sitzchen am Chorstuhl, in pietantia anklingend an pietas Frömmigkeit und in caritas Liebe für Zulagen an Speise und Trank kennen gelernt haben; ähnlich wird der Gehilfe eines Klosterbeamten, sein Vikar, gerne solacium Trost genannt.

Das Zeichen zum Essen gibt der Prior mit dem am Saaleingang befindlichen Cymbalum, einer Art Gong. Wenn einmal die Küchenwöchner sich mit der Zubereitung der Bohnen verspäten, nimmt der Kellermeister den hölzernen Hammer weg, damit das Cymbalum nicht zu früh angeschlagen werden kann. Die Brüder betreten auf das Zeichen nach einem kurzen Halt im Lavatorium den Speisesaal, gehen an ihren Platz, machen die große Verbeugung, das sog. Vor- und Rückwärts (ante et retro), sprechen ein stilles Gebet und erwarten stehend, die Schwachen sitzend, in Ehrfurcht den Abt. Tritt dieser ein, verneigen sich alle. An seinem Platz angekommen, zieht der Abt die Glocke. Dann folgt der Vers: Aller Augen warten auf Dich, daß Du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit, darauf: Ehre sei dem Vater usw., das Vaterunser und die Segnung der Speise. Der Abt und der Konvent setzen sich. Der Lektor tritt heran und bittet den Abt um seinen Segen. Keiner der ganzen Tischgesellschaft darf zugreifen, bevor die Vorlesung begonnen hat und bevor ihm — an Werktagen und wenn er nicht an demselben Tag kommuniziert hat — eine der ungeweihten Hostien, die der Wochenpriester zu Beginn der Mahlzeit im Saal austeilt, überreicht ist. Die Mahlzeit selbst wird in tiefem Schweigen eingenommen. Selbst den Kranken im Krankenhaus ist das Sprechen bei Tisch untersagt. Schon Benedikt ordnet an, daß im Notfall der einzelne lieber durch irgendein Zeichen als durch ein Wort um etwas bitten solle. Beim Essen und Trinken ist alle Sorgfalt anzuwenden, daß nichts zugrunde geht oder verschüttet wird. Die Brosamen darf man nicht auf den Boden fallen lassen, sondern muß sie mit dem Messer auf dem Tischtuch oder Tisch zusammenschaben, damit sie nachher mit einem kleinen Besen zusammengekehrt und in die Almosenzelle getragen werden können. Wenn der Abt oder, falls er nicht persönlich anwesend ist, sein Stellvertreter, der Prior, einem Bruder über Tisch etwas „schickt", d. h. aus Freundlichkeit von der eigenen Portion einen guten Bissen überbringen läßt, so hat der Beschenkte sich zu erheben, zu verneigen und davon zu kosten, auch seinen Tischnachbarn davon mitzuteilen.

An einzelnen Tagen wird das gleichförmige Einerlei durch gewisse Zeremonien belebt. Wenn es zum erstenmal im Jahr wieder neue Bohnenkerne gibt, findet eine feierliche Bohnensegnung statt. Eine Schüssel mit gekochten und abgetrockneten Bohnen wird auf den Tisch des Vorsitzenden gestellt. Nachdem der Lektor seinen ersten Vers beendet hat, tritt der Priester auf die Stufe und segnet die Speise mit den Worten: Segne, Herr, diese Früchte. Dann geht er mit der Schüssel durch den Saal, gibt jedem einige Bohnen in die Hand, wobei der Empfänger ihm die Hand küßt wie bei der Ueberreichung der Hostie, und stellt schließlich die Schüssel, die nicht ganz geleert werden darf, vor den Abt. Wer später kommt, tritt an die Stufe, bittet um Verzeihung und empfängt vom Abt seine Bohnen. Aehnlich wird es mit dem ersten Brot und Wein der neuen Ernte gehalten. In Weingegenden weiht man auch die ersten Trauben. Eine hübsche Notiz findet sich in den Gewohnheiten des Reformklosters Fruktuaria in Piemont. Da heißt es: „Wie mit den richtigen Trauben muß man verfahren mit den auf Bäumen wachsenden Trauben, die ihr Deutschen Cherez seibere zu nennen pflegt." Diese zwei fremd anmutenden Worte sind nur eine Entstellung von Chriesbeer-Kirsche (heute noch nennt man im Oberland die Kirschen Kriesber).

Wenn ein Bruder, etwa weil er einen Dienst zu verrichten hat, vor der Zeit den Saal verlassen muß, begibt er sich an die Stufe und bittet durch ein Zeichen um die Erlaubnis, sich zu entfernen. Dann spricht er für sich die Schlußgebete, verneigt sich und zieht sich schrittweise, den 51. (50.) Psalm leise rezitierend, an den Ausgang zurück, um nach dem Vor- und Rückwärts seines Wegs zu gehen.

Ist die Mahlzeit und die Lesung beendet, bei festlichen Anlässen auch die vom Kellermeister kredenzte caritas genossen, so zieht der Abt wieder die Glocke. Der „Vers" wird gemeinsam gesprochen, darauf gebückt das Gloria patri etc. und aufrecht: Wir danken Dir, Herr, denn Du bist freundlich und Deine Güte währet ewiglich. Dann schreiten die Brüder, paarweise geordnet, langsam hinaus.

W. v. Sonntag / Thomas Abbt „Vom Tode für das Vaterland"

Um die Zeit, als Klopstock seine Ode „Das neue Jahrhundert" schrieb, die mit den Worten anhebt:

„Wehet sanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Ausgegraben den Staub der Patrioten,
Verwehet ihn nicht",

da trat der 22jährige Schwabe Thomas Abbt mit seiner Schrift „Vom Tode für das Vaterland" vor die Oeffentlichkeit, um Friedrich den Großen zu feiern im Augenblick der höchsten Gefahr für den Bestand des Königreichs und um im Volk ein Heldentum zu erwecken, dessen Ethos er vorzüglich im antiken Beispiel rühmte. Wenige Monate, bevor Abbt dieses Werk entwarf, hatte der König in der Schlacht bei Kunersdorf 19 000 Mann und sein Geschütz verloren. Das Vertrauen in das Glück seiner Waffen war gesunken, ja er selbst schien bereit zum Thronverzicht. Für den jugendlichen Abbt aber mochte das Unheil des Königs die dunkle Folie des

Ruhmes bilden, der, durch die Größe des Geschicks erhöht, seinen Träger in mythische Ferne rückt.

Die Verehrung, die er so dem Könige zollt, ist von besonderer Art. Sie ist nicht der Ausdruck mannhafter Weihe oder Verpflichtung, noch wirkt durch sie ein kriegerischer Geist. Abbt verehrt den Monarchen vielmehr mit der bedingungslosen Hingabe der Jugend, die in ihrem auf das Vollkommene gerichteten Streben der zeitlichen Umstände nicht achtet. So gibt uns denn seine Schrift „Vom Tode für das Vaterland" auch kein eigentliches Bild Friedrichs, denn der König stellt sich ihm dar im pompösen Schmuck der heroischen Sinnbilder, im Glanz antiker Apotheosen, ohne intime Züge und menschliche Nähe. Man versteht in solchem Zusammenhang auch die weise, nach Gebühr erteilte Bestimmung seines Rangs durch Herder, der wohl das starke Gefühl des Frühverstorbenen für das Schöne, das Menschliche und Sittliche uneingeschränkt rühmt und dessen Einbildungskraft „auf eine edle Art unbändig" findet, seinem Lob aber die Bemerkung vorausschickt: „Ich werde ihn freilich nicht unter die Helden setzen, die den Tod fürs Vaterland starben, weil er den Tod fürs Vaterland angepriesen, denn sicherlich würde ein Held, der vor der Schlacht vom Tode fürs Vaterland schreibt, nicht wie Abbt geschrieben haben."

Es erübrigt sich, auf die edlen Beweggründe und das Hochgefühl, das uns in Abbt's Werk anspricht, näher einzugehen. Sie sind in zu hohem Grade seelischer Ausdruck, unantastbare Entäußerung und, im Zitat ausgesprochen, zu sehr unserem Empfinden ferngerückt und dem Sprachgebrauch entfremdet, als daß in einer Interpretation die Gefahr des Mißverstehens zu vermeiden ist. Vergegenwärtigen wir uns vielmehr die Tatsache, daß der gebürtige Ulmer, der Reichsstädter Abbt in der Persönlichkeit Friedrichs zugleich dem aufgeklärten Absolutismus huldigt, daß der Schwabe, der mit Rührung der Heimat und des Elternhauses gedenkt, sich mit Stolz als Untertan des Königs von Preußen fühlt. Dies wäre nun nicht weiter merkwürdig, da jene Zeit Freizügigkeit und Wahlheimat als Ideale aufgeklärter Bürgerlichkeit preist, aber Abbt fordert mit echter Leidenschaftlichkeit preußisch-patriotische Gesinnung und Hingabe an den Staat, der sich im König verwirklicht. Wohl steht Abbt in dieser Gesinnung nicht allein, man denke in unserer engeren Heimat an F. K. von Moser, an Schiller, Schubart und Wieland. Doch ist gerade sein Verhältnis zum Preußentum, möge es auch in der Verehrung Friedrichs den unmittelbaren Halt finden, besonderer Beachtung würdig.

Zum Verständis dieser gesinnungsmäßigen Wahl trägt nun Abbt's Darstellungsart bereits manches bei. Das Genialisch-Leidenschaftliche seiner Jugendlichkeit, in der die naturhaften Gaben weder gebrochen noch in einem höheren Sinn überwunden sind, und neben der sich die mühelos erworbene gelehrte Fachbildung als gewichtlose ungefährliche Zutat ausnimmt, strebt nach einer Form, die den Ueberschwang bändigt, ohne die Leidenschaft zur Mäßigung zu mindern. Diese Form ist erreicht, wenn Abbt's Enthusiasmus sich unbehindert auslebt. Greift er hingegen, zur Apologetik gedrängt, nach doktrinären Mitteln (wieviel Gelehrsamkeit bei so viel Jugend!), dann zerfällt sie häufig und erübrigt nur eine Prosa von geringer Ueberzeugungskraft. Uns erscheinen gerade diese Bruchstellen der Form, die somit nicht durchaus von innen erfüllt und bewältigt ist, bedeutungsvoll für Abbt's Preußentum. Das formkräftige politische Ethos der preußischen Monarchie hat sein Wesen wohl berührt und ihm in einer sonst politisch verarmten Zeit vor Augen geführt, was Staat, Armee, Pflicht, bedingungslose Einordnung bedeuten, aber es hat ihn nicht unwiderstehlich durchsetzt, ihn ja auch nicht gezwungen, dem Werberuf des Königs zu folgen.

Abbt schreibt somit nicht als Preuße, sondern als Apologet für Preußen und dessen Staatsform. Als solcher tritt er den herrschenden Lehren vom Staate entgegen und sucht sich mit den führenden Geistern der Zeit zu messen. Wohl bleibt er dabei durchaus ein Kind der Aufklärung, in deren Bann die ganze Art seines Denkens steht, aber sein Enthusiasmus für Friedrich und den Ruhm der preußischen Armee, in der er bereits ein nationales Ethos ahnt, und sein Aufgeschlossensein gegenüber formbildenden ideellen Kräften zeichnen das politisch Notwendige für Deutschland sicherer und wirklichkeitsgemäßer, als es die herrschende französische Aufklärung vermocht hätte. Wie Abbt vom Patriotismus im monarchischen Staate spricht, so haben in jener Zeit politischer Oede nur wenige Geister gesprochen. Und es ist daher auch zu verstehen, wenn er sich umständlich und der Meinung Montesquieus entgegen über die Frage verbreitet, ob Patriotismus in Monarchien überhaupt möglich sei. —

Die werbende Kraft und die Glut, die seiner Beredsamkeit innewohnt, hätten jedoch kaum eine solche Anteilnahme hervorgerufen, wie sie uns von Zeitgenossen bezeugt wird, wäre die Begeisterung Abbt's nicht von echter Verehrung getragen gewesen und hätte in ihr nicht ein Abglanz der Schönheit heroischen Lebens gewirkt. Das Bild des Königs steht über allem, ferngerückt ins ewig Erhabene, ihm gegenüber gilt Verehrung als Pflicht. Neben dem König aber wirkt, gleichsam als Mittler, der Genius Ewald von Kleist's, dessen Adel und Tapferkeit dichterischer Ruhm verklärt. Abbt mochte durch Nicolai die näheren Umstände vom Tode Kleist's erfahren haben, der in der Schlacht von Kunersdorf beim Sturm auf eine Batterie schwerverwundet in russische Gefangenschaft geriet und in Nicolai's Hause starb. Die Gelassenheit, mit der der Dichter die Schmerzen seiner Verwundungen ertrug, und das Rührende des improvisierten Leichenpomps, durch den der Feind den tapferen Offizier ehrte, dürften die Einbildungskraft des jungen Schwaben aufs stärkste bewegt und ihm, der selbst nicht zum Krieger geboren war, ein lebendiges Gefühl für den Sinn eines Kriegertums gegeben haben, das sich zu wahrer Humanität erhebt. — In den Worten Abbt's von „der neuen Schönheit", die sich in dem „ordnet", der fechtend den Tod fürs Vaterland stirbt, lebt der Genius Kleist's und das Pathos seiner Totenweihe:

„Der Tod fürs Vaterland ist ewiger Verehrung wert!
Wie gern sterb' ich ihn auch, den edlen Tod,
Wenn mein Verhängnis ruft."

*

Thomas Abbt wurde am 25. November 1738 als einziges Kind seiner Eltern in der freien Reichsstadt Ulm geboren. Sein Vater, der dort als Perückenmacher in guten Vermögensverhältnissen lebte, konnte dem außerordentlich begabten und frühreifen Sohn eine gute Erziehung und Ausbildung zuteil werden lassen. Das Ulmer Gymnasium, in das der junge Abbt mit sieben Jahren eintrat, bot durch seine für jene Zeit sehr brauchbaren Einrichtungen hierzu die beste Gelegenheit. Es besaß außer den gewöhnlichen zur Vorbereitung für das Hochschulstudium dienenden Klassen eine höhere Abteilung, die die Universität selbst bis zu einem gewissen Grade ersetzte. In diese wurde der 14jährige Abbt mit Auszeichnung übernommen, nachdem er, wie E. Pentzhorn mitteilt, eine öffentliche Rede De historia vitae magistra gehalten hatte. Seine Interessen richteten sich hier insbesondere auf Philosophie, Mathematik, Geschichte, Poetik, Rhetorik, sowie auf die hebräische, griechische und

lateinische Sprache. 1756 begab sich Abbt nach Halle, um an der dortigen Universität, die einen besonderen Ruf genoß, sein Studium fortzuführen, das gemäß dem Wunsch der Eltern mit dem theologischen Examen enden sollte. Doch seine innere Natur zwang ihn in andere Bahnen und brachte ihn, wenigstens zur orthodoxen Theologie, sogar in schärfste Opposition. Die 1766 erschienene Schrift „Erfreuliche Nachricht von einem evangelisch-lutherischen Autodafé" enthebt uns hierfür jedes weiteren Beweises.

Die sogenannten schönen Wissenschaften lagen seinem Wesen — und hierin trügte ihn sein Instinkt nicht — zweifellos näher; so las er neben antiken Schriftstellern englische und französische Literatur mit besonderer Hingabe und bildete an ihr, wie Herder zeigt, die glanz- und kraftvolle Form seiner Sprache. „Vielleicht, so schreibt Herder in seinem Aufsatz ‚Ueber Thomas Abbt's Schriften', war der französische Witz seiner Munterkeit angemessener als der stille, schwere Gang des Römers, und so machte er sich auf der einen Seite die schönen Sprünge und Wendungen eigen, die wir so häufig in seinen Schriften finden, auf der andern reizte das oft überladene Kolorit der Engländer und ihre launischen Ausdrücke seine an Bildern reiche Einbildungskraft, seine zum Eigenen des Ausdrucks geneigte Feder." Daß Abbt's Schrifttum freilich nicht ein bestenfalls günstiges Gemisch fremder Einflüsse darstellt, obschon man selbst dies als berechtigten und zeitgegebenen Wert nicht unterschätzen dürfte, glauben wir oben hinlänglich gezeigt zu haben. Der Zauber des originalen persönlichen Ausdrucks, das Eigenwillige und Notwendige, das ja stets innere Kraft verrät, ist in den Kernstücken seines früh abgeschlossenen Werks nicht zu verkennen.

Am 5. Mai 1759 habilitierte sich Abbt als 21jähriger in Halle und hielt dort 1½ Jahre lang Vorlesungen aus den Gebieten der Mathematik, Philosophie, Rhetorik und englischen Literatur. Um diese Zeit verfaßte er auch seine ersten größeren Arbeiten, die zum Teil in die „Vermischten Werke" (Frankfurt und Leipzig 1783) aufgenommen wurden. Dann nahm er am 30. März 1760 einen Ruf als Professor extraordinarius an der Universität Frankfurt a. O. an und eröffnete dort am 28. Juni 1760 seine Lehrtätigkeit mit einer Rede, die den für Abbt bezeichnenden Titel „Oratio de rege philosopho" trägt. Damit war sein Wunsch, Friedrich dem Großen zu dienen, in Erfüllung gegangen.

Nunmehr entstehen seine bedeutendsten und mit starker innerer Anteilnahme geschriebenen Werke. Zuerst die Schrift „Vom Tode für das Vaterland", deren wir hier besonders gedacht und die ihren Verfasser mit einem Schlage bekannt gemacht hat. Diesem Erfolg verdankte Abbt auch seine für ihn hochbedeutsamen Beziehungen zu Fr. Nicolai und Moses Mendelssohn, den Herausgebern der „Briefe, die neueste Literatur betreffend", die Lessing bis 1760 besorgt hatte und an denen dann Abbt als dessen Nachfolger mitarbeitete. Diese durch geistige Interessen und sachliche Zusammenarbeit gegebene Verbindung gestaltete sich noch enger und fruchtbarer, als der junge Schwabe nach Berlin zog und hier u. a. auch mit Gleim und Ramler in Beziehungen trat. Doch sein Aufenthalt in der Residenz währte nur kurz; Berufspflicht bannte ihn in das kleine Universitätsstädtchen Rinteln, dessen geistige Enge ihm viel zu schaffen machte. Er knüpfte hier, um dem trostlosen Zustand dieser Universität zu entgehen, und vielleicht auch um seiner Vaterstadt wieder näher zu sein, Beziehungen mit dem württembergischen Hof an, die jedoch, wie Pentzhorn schreibt, keinen Erfolg brachten. Dafür aber erhielt er vom Grafen Wilhelm zur Lippe einen Ruf an den Hof nach Bückeburg, dem er nach mehr-

jähriger Frohn in Rinteln mit Freuden folgte, obschon ihm zwei Professuren angeboten wurden. Zwischen diesem Wechsel liegt zeitlich eine Reise durch Deutschland und die Schweiz bis nach Frankreich, voll lebhafter, bildender Eindrücke und interessanter Begegnungen. Abbt lernte hier eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten kennen, so Friedrich Karl von Moser, die Historiker Arkenholz und Schöpflin, J. Iselin, den Prinzen Ludwig Eugen von Württemberg und insbesondere Voltaire. Mit Justus Möser, den er ebenfalls in dieser Zeit aufsuchte, verbanden ihn bereits freundschaftliche Beziehungen. Auf der Rückreise verweilte er mehrere Wochen in seiner Vaterstadt Ulm und stattete von hier aus der Universität Tübingen einen kurzen Besuch ab, um schließlich wieder im Dezember 1763 nach Rinteln zurückzukehren.

Während dieser Zeit entfaltete Abbt eine außerordentlich rege schriftstellerische Tätigkeit. Er verfaßte eine Reihe von kleineren und größeren Schriften historischen, theologischen und philosophischen Inhalts und versuchte sich ferner als Uebersetzer. Besonders genannt sei hier sein größtes und wohl auch abgerundetstes Werk „Vom Verdienste", das neben der Schrift „Vom Tode für das Vaterland" den Namen seines Verfassers der Nachwelt überlieferte und als bedeutsames Zeugnis der Popularphilosophie erst kürzlich wieder in dem interessanten Buch „Sokrates im 18. Jahrhundert" von Benno Böhm die ihm gebührende Würdigung fand. — Das letzte Jahr seines Lebens verbrachte Abbt als Regierungsrat in Bückeburg am Hofe des Grafen Wilhelm zur Lippe, dessen Freundschaft er sich bereits kurz nach seinem Eintreffen erwarb. Er starb, 28 Jahre alt, an einem schweren Darmleiden am 3. November 1766 und wurde unter Gepränge und großer Teilnahme in der fürstlichen Gruft bestattet. Graf Wilhelm ließ ihm einen Leichenstein setzen, dessen rühmende Inschrift den Satz enthält: „Wenn vernünftige Ehrfurcht vor Gott, Weisheit, tätige Tugend, aufrichtige und anmutige Freundschaft, tiefe Gelehrsamkeit und glänzende Gaben Verdienste sind, so besaß derjenige, dessen Gebeine hier ruhen, was er der Welt angepriesen hat."

Peter Goeßler / Die ältesten Münzen des Landes Württemberg

Münzen sind in unserem Lande zum ersten Mal in keltischer Zeit 1 bis 2 Jahrhunderte v. Chr. geschlagen worden. In römischer Zeit lief bei uns viel Geld aus stadtrömischen und italischen, später auch aus provinziellen Prägestätten um. Ueber den Prägungen der Alamannen schwebt noch ein starkes Dunkel, das sich allmählich etwas lichtet. Im deutschen Mittelalter waren eine Zeit reicher Münzung das 12. und 13. Jahrhundert, als die deutschen Könige, die von Haus aus allein das Münzrecht hatten, in den Städten unseres Landes, in denen sie sich aufhielten, prägten und dann dieses Recht auch auf geistliche Fürsten und Städte übertrugen. Bekannt sind vor allem die einseitig und hohl geprägten Silbermünzen, die Brakteaten, besonders der Stauferzeit, und dann ihre Konkurrenten, die Haller oder Häller (Heller) der Stadt Hall, die seit dem 12. Jahrhundert immer zahlreicher werden.

Hier beschäftigt uns die Münzgeschichte der württembergischen Grafschaft oder besser gesagt der württembergischen Grafen. Sie beginnt erst unter dem Grafen

ihre Gesinnung bestimmt wird. Die Kenntnis dieser Welt ist für den Ortsvorsteher, den Geistlichen, den Lehrer die Voraussetzung der glücklichen Führung seines Amtes.

Besonders die Schule hat aus einer solchen Kenntnis der Markung heraus einen überaus reichen Gewinn. Die Erforschung der Flurnamen und der Flur ist ein ausgezeichneter Unterrichtsstoff, wozu die Schüler die Anschauung und allerlei Wissen mitbringen, vor allem aber die Teilnahme, da es sich hier um ihr eigenes Leben handelt. Auch die Teilnahme des Elternhauses ist einem solchen Unterrichte sicher, ja es setzt sich gewissermaßen die Schulstunde daheim im Elternhause fort: Großeltern, Eltern, Geschwister und Dienstboten nehmen daran teil. So entsteht eine Arbeits- und bis zu einem gewissen Grade eine Gesinnungsgemeinschaft zwischen dem Lehrer und den Eltern.

Ein solcher Unterricht geht von den festen und sicheren Begriffen aus, welche die Kinder mitbringen, erklärt und erweitert diese Begriffswelt, und mit Leichtigkeit legt sich darum Ring um Ring weiterer Kenntnisse. So entsteht ein bodengewachsenes Wissen und Können, eine Einheit der Tatsachenwelt und der Denkwelt, entsteht ein sicherer Standpunkt, von dem aus die Umwelt betrachtet und Urteil und Haltung bestimmt wird. So entsteht „Kultur", welche niemals wird durch Angliederung von außen, sondern nur aus dem Wachstum und der Veredelung eigener Anlagen und Kräfte.

Die Beschäftigung mit den Flurnamen bringt als Nebengewinn die Kenntnis von allerlei Gut, das zu der geistigen Markung des Dorfes gehört, wie die Felder mit Weizen und Kraut, die Wiesen und Weiden mit Gras und Blumen und Viehherden, das Tal mit Bach und Mühle, der Wald mit Tannen und Buchen, Rehen und Singvögeln zu der räumlichen Markung gehören. Letzten Endes geht es bei allen Bemühungen und Sorgen um den Menschen: wer ihm dienen und ihm helfen will, muß durchstoßen in die geistige Welt, die hinter der stofflichen weit und rätselhaft sich ausbaut.

Da die Flurnamen wie manches andere der volkstümlichen Ueberlieferung aus dieser geistigen Welt heraus entstanden sind, so sind sie ein augezeichneter Schlüssel dafür. Denn nicht um die Namen allein geht es bei der Flurnamensammlung, sondern um den ganzen Lebensraum, der dazu gehört, und um die Menschen, die daraus geboren werden, ihr Wesen daraus nehmen, deren Schicksal damit verbunden ist und die einmal dorthin zurückkehren.

Adolf Mettler / Bilder aus dem täglichen Leben der Hirsauer Mönche

3. In der Kirche

Die Kirche heißt in der Benediktinerregel immer oratorium, Bethaus. Sie ist aber den Mönchen nicht nur das Heiligtum Gottes, sondern in hohem Maß auch ihr eigenes Heim. In keinem Teil der ganzen Kloseranlage, auch wohl im Schlafsaal nicht, bringt der Hirsauer einen so großen Teil seiner Zeit zu. Wie ganz er in ihr zu Hause ist, kann uns ein kleiner Zug anschaulich machen: man stellte unbedenklich für mehrere Klosterbeamten die Betten in der Kirche auf; es schliefen im Südflügel des Querschiffs neben der in den Kreuzgang führenden Türe der erste Sakristan, in der Sakristei seine Gehilfen und in der nördlichen Seitenkapelle des Altarhauses der Kirchenpförtner.

Das Münster (monasterium) zerfällt in zwei Hälften, die westliche für die Laien, die östliche für die Mönche. Uns geht hier namentlich die letztere an und in dieser der Chor und das Altarhaus (presbyterium). Entgegen der heute üblichen Gleichsetzung des Chors mit dem östlichen Ende der Kirche unterscheidet der mönchische Sprachgebrauch scharf zwischen diesen beiden Stücken und wir folgen ihm, um Mißverständnisse auszuschließen. Der Chor, d. h. der Raum, in dem sich die Mönche zu Psalmengesang und Gebet versammeln, deckt sich mit der Vierung und hat noch ein als „kleiner Chor" bezeichnetes Anhängsel gegen Westen für die weniger tüchtigen Sänger. Vom Chor führt eine Stufe (gradus) in den ein wenig erhöhten Ostarm; in diesem steht in der Mitte der Hauptaltar und hinter ihm eine Gruppe von drei Altären zweiter Ordnung. Auch die Seitenkapellen und die Querhausflügel sind mit Altären besetzt, westlich vor dem kleinen Chor erhebt sich der Kreuzaltar (s. Abb. Heft 1).

Die Kluniazenser und Hirsauer legen großen Wert auf imposante und prunkvolle Ausgestaltung des Gottesdienstes. Darum begnügen sie sich nicht mit bescheidenen Bethäusern, sondern bauen große, mit den Domkirchen der Bistümer wetteifernde Münster. (Das große Münster in Hirsau maß mit den zugehörigen Westteilen 100 Meter in der Länge und übertraf damit die Kathedrale von Konstanz um etwa 25 Meter.) Sie sind es, die zuerst die Höhe des Mittelschiffs mächtig steigerten und dadurch dem Innenraum eine vorher nie erreichte Feierlichkeit und Jenseitsstimmung einhauchten. Da Hirsau zerstört ist, nennen wir als Beispiel dieser Baukunst die herrliche Kirche von Alpirsbach. Mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift dieses überirdisch weihevolle und doch so einfach strenge Raumgebilde jedes empfängliche Gemüt.

In der Vierung erstrecken sich an drei Seiten, der westlichen, südlichen und nördlichen, die doppelten Sitzreihen. Die westlichen Plätze, die einen freien Blick über den Chor und geradeaus auf den Hauptaltar gewähren, sind die vornehmsten. Südlich neben dem Durchgang zum kleinen Chor steht der Abt, ihm gegenüber der nächsthohe Würdenträger des Klosters, der Prior; neben ihnen die Senioren. Diesen schließen sich nach Rang und Dienstalter die übrigen Brüder in den gegen Osten sich fortsetzenden beiden Flügeln des Chorgestühls an. Vor ihnen stehen in der unteren Reihe die Jüngeren. Die rechte, südliche Hälfte des Chors heißt der Chor des Abts, die linke der des Priors. Leider ist in den hirsauischen Münstern kein vollständiges Gestühl aus der ersten Zeit mehr erhalten; das feine Stuhlwerk in Blaubeuren von der Hand des jüngeren Syrlin aus dem Jahr 1493 (vgl. Januarheft Württemberg S. 9) kann uns ein Bild davon geben.

Der Großartigkeit des Baukörpers und der Raumform entsprach die monumentale Bemalung der Wände und der Glanz der Ausstattungsgegenstände. Von dem Münster zu Zwiefalten wissen wir, daß der Mönch Berthold die Wände mit Bildern bedeckte und die Fenster mit Glasgemälden schmückte. Sein Werk ist untergegangen, aber Großkomburg hat uns aus dem 12. Jahrhundert einen fünf Meter weiten Kronleuchter und eine ebenso wertvolle Vorsatzplatte (antependium) für den Hauptaltar bewahrt. Dazu kamen die Kreuze, Schreine, Kannen und Kelche, Rauchfässer, Altardecken aus den edelsten Metallen und Stoffen, die sich in den von der Gunst des Adels und des Volks getragenen Klöstern rasch ansammelten.

Gewiß waren es in erster Linie religiöse Beweggründe, die den unerhörten Zudrang von hoch und nieder zu den Reformklöstern am Ende des 11. Jahrhunderts hervorriefen. Aber in einer Zeit, da es bei uns kaum die Anfänge städtischer Kultur

gab und die Fürsten und Herren erst begannen, sich stattlichere Burgen zu errichten, muß der Glanz dieser klösterlichen Kunstentfaltung einen tiefen Eindruck auf die Massen und eine starke Anziehungskraft ausgeübt haben. Diese hochragenden und edel ausgezierten Münster waren Weihgeschenke, Opfer, die man demütig Gott darbrachte und die darum nicht groß und schön genug sein konnten; sie waren aber auch ein Ausdruck selbstbewußten Machtgefühls, weithin sichtbare Siegeszeichen im Kampf für die neuen Ideale des Mönchtums und der Kirche.

Das Streben nach künstlerischer Wirkung auf Auge und Ohr spricht nun aber auch mit bei der liturgischen Ausgestaltung der Gottesdienste, so wenig es freilich der vorwaltende Gesichtspunkt der Schöpfer der mönchischen Liturgie war. Doch zunächst ist es nötig, daß wir uns ein allgemeines Bild vom Ablauf eines solchen Gottesdienstes machen; wir wählen dazu die Vigilien. Dabei ist auszugehen von der auch in Hirsau die Grundlage bildenden Regel Benedikts; nach ihr gliedert sich diese Nachtfeier an Werktagen folgendermaßen:

1. Der „Vers", nämlich Psalm 70 (69), 2: Herr, zu meiner Hilfe eile herbei, säume nicht mir beizustehen.

2. Dreimal der Vers Psalm 51 (50) 17: Herr, öffne meine Lippen, daß mein Mund dein Lob verkündige.

3. Psalm 3: Herr, wie sind meine Bedränger so zahlreich! Dazu die kleine Doxologie oder Gloria: Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geist, wie er war im Anfang, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit.

4. Das Invitatorium Psalm 95 (94): Kommt, laßt uns frohlocken dem Herrn!

5. Der ambrosianische Lobgesang: Herr Gott, dich loben wir.

6. Sechs Psalmen mit Antiphonen. Am Schluß ein Vers und der Segen des Abts.

7. Drei Vorlesungen aus der hl. Schrift mit den zugehörigen Responsorien des Chors, das letzte Responsorium mit dem Schluß: Ehre sei dem Vater usw. Damit ist der erste Teil zu Ende.

8. Sechs Psalmen mit Halleluja.

9. Ein Stück aus dem Apostel, d. h. dem neuen Testament außer den Evangelien, auswendig vorgetragen (gilt als vierte Vorlesung).

10. Ein Vers, darauf das Bittgebet (Litanei): Herr, erbarme dich! (Kyrie eleison) als Schluß des ganzen Gottesdienstes.

An Sonntagen ist die Form voller, besonders sind es statt der 4 Vorlesungen 12, auch ist die Zahl der Lieder etwas vermehrt und liest der Abt das Evangelium des Tages.

Aehnlich, nur kürzer und einfacher, verlaufen die 7 Horen.

Diesen altbenediktinischen Grundstock finden wir nun bei den Hirsauern bedeutend erweitert durch Zusätze am Anfang und am Ende. Ihren Vigilien gehen regelmäßig 3 längere stille Gebete und das Rezitieren von nicht weniger als 15, an Feiertagen von 30 Psalmen voraus. Hinten schloß sich neben kleineren Zusätzen in zunehmender Häufigkeit ein Totenamt (officium defunctorum) an, daran der morgendliche Lobpreis der Toten (matutinae laudes defunctorum), daran in der Marienkapelle eine Feier zu Ehren aller Heiligen (matutinae de omnibus sanctis). Die Horen erfuhren ebenfalls eine namhafte Vermehrung des liturgischen Stoffs. Hinsichtlich der Zahl der Psalmen hatte Benedikt angeordnet, daß in jeder Woche bei sämtlichen Gottesdiensten zusammen mindestens der ganze Psalter (150 Psalmen) durchgebetet wird, so daß am Sonntag früh allemal vorn angefangen werden kann. Dieses Maß

wird in den Reformklöstern weit überschritten, schon infolge der Erweiterung der täglichen Vigilien und Horen. Bereits aus den ersten Zeiten Klunis ist überliefert, daß man dort an gewöhnlichen Tagen bei den regulären Gottesdiensten zusammen 138 Psalmen sang. Am Karfreitag ist, außer den Psalmen der Stundengebete, der ganze Psalter in einem Zug durchzunehmen. „Nach der Prim gehen die Brüder nackten Fußes in den Kreuzgang hinaus, setzen sich mit unbedecktem Haupt nieder und rezitieren gemeinsam das ganze Psalmenbuch bis ans Ende. Die auf der einen Seite des Kreuzgangs Sitzenden sagen den einen Vers, die gegenüber den nächsten." Im ganzen wird man sagen können, daß sich die Gesamtdauer der gottesdienstlichen Handlungen im Vergleich zur Benediktinerregel etwa verdoppelt hat. Aber auch außerhalb des eigentlichen Chordienstes begleitet die Pflicht des Psallierens den Mönch fast immer und überall: bei der Feldarbeit, beim Küchendienst, im Backhaus, beim Aderlaß, bei dem gemeinschaftlichen Haarscheren und Rasieren, bei den Fußwaschungen, auf dem Weg zum Krankenhaus und auf Reisen. Die Zahl der gebeteten oder zu betenden Psalmen ist also nicht genau bestimmbar und war jedenfalls fast unabsehbar groß. Für die Vorlesung im Chor und über Tisch gilt als Regel, daß sie im Lauf des Jahres die ganze hl. Schrift umfassen sollen. Die außerdem vorgeschriebenen Lektionen aus den rechtgläubigen Kirchenvätern sind nach Art und Umfang nicht näher gekennzeichnet.

Die führenden Männer der Reform waren sich darüber klar, daß damit die Anforderungen an den religiösen Eifer und die leibliche und seelische Ausdauer und Aufnahmefähigkeit ganz außerordentlich hoch gespannt waren. Hieher gehört die Einrichtung des sogenannten Laternentragens. Ein Bruder geht bei den Vigilien durch die Reihen des Chors mit einer Laterne. Trifft er einen, von dem er vermutet, daß er eingenickt sei, so beleuchtet er ihn. Wenn er sich getäuscht hat, so geht er mit einer Verneigung weiter; hat er aber wirklich einen Schlafenden vor sich, so hält er ihm die Laterne dreimal vor die Augen und läßt, wenn das nicht hilft, die Laterne vor ihm stehen, bis er erwacht oder von seinem Nachbar geweckt wird. Der Schuldige muß dann selbst die Laterne zur Hand nehmen und den andern bei dem Rundgang ablösen.

Ein besseres Mittel, der Ermattung entgegenzuwirken und einer geistlichen Ueberbürdung vorzubeugen, war die Sorge für möglichst reiche Abwechslung in den liturgischen Formen. Hiezu bot der Wechsel der Jahreszeiten und der Festtagskalender eine Handhabe. Die Feier- und Festtage beliefen sich auf etwa 100 im Jahr. Sie zerfallen nach dem Rang in zwei Hauptklassen mit je vier Unterabteilungen und steigen vom einfachen Heiligengedächtnistag bis zu den fünf höchsten Festen an. Entsprechend ist auch das gottesdienstliche Ritual aufs genaueste abgestuft und variiert. Bald ist die Kirche schmucklos gelassen, bald nur in der Osthälfte, bald in ihrem ganzen Umfang dekoriert. Bald tragen nur die Zelebranten und Sänger, bald alle Mönche einfachere oder kostbarere Gewänder. Bald sind weniger, bald mehr Altäre mit Decken wiederum verschiedener Farbe und Güte belegt und mit Kerzen besetzt. Es wechselt die Zahl und Art der Räucherungen und Prozessionen, der Antiphonen, Hymnen und Responsorien, der Vorsänger, Diakone und Priester.

Fünfmal im Jahr steigt die Pracht und Feierlichkeit auf den Gipfel. „Die ausgezeichnetsten Feste der ganzen allgemeinen Kirche, das Geburtsfest unseres Herrn Jesu Christi, das heilige Passa, Pfingsten, der Tag der Apostelfürsten Petrus und Paulus und die Himmelfahrt der hl. Maria, sind mit besonderer Freude zu

empfangen, zu preisen und zu feiern." Das ganze Gotteshaus prangt im höchsten Schmuck, die Reliquien werden ausgestellt, die größten Kandelaber und Lichterkronen angezündet. (In Kluni besaß man einen Triangel mit 120 Kerzen, der Kronleuchter in Hirsau hatte 24, der in Großkomburg trägt 48.) Der erste Sakristan, der den Kirchenschatz verwaltet, öffnet seine geheimsten Truhen und stellt die Kostbarkeiten auf den Hauptaltar. Die Paramentenkammer gibt ihr Bestes an goldgestickten Prachtgewändern her. Das Geläute erschallt voller und häufiger, die Prozessionen sind reicher besetzt und feierlicher ausgestaltet. —

Die Vortragsweise der Psalmen, Hymnen, Lektionen, längeren Gebete und kürzeren Anrufungen kann hier nicht in ihre vielfältigen Einzelheiten verfolgt werden. Die Hymnen und Lieder sind zum eigentlichen Singen metrisch und melodisch durchkomponiert und erfordern sorgfältige musikalische Schulung. Die Psalmen und Lektionen werden meist in frei rhythmischem Sprechgesang rezitiert. Die Ausführenden sind bald einzelne Vorsänger in der Zahl 1—4, bald die mit einander abwechselnden Halbchöre, bald der ganze Konvent.

Die Hauptaufgabe bei der liturgischen und musikalischen Durchführung des Chordienstes fällt dem Praecentor (Vorsänger), gewöhnlich Armarius genannt, zu. Er ist „der unentbehrliche Ordner und Wegweiser des Chors", der genaueste Kenner des ganzen Zeremoniells, die rechte Hand des Abts in allen liturgischen Dingen. Er übt ein und hört ab, teilt den einzelnen ihre chorischen Rollen zu und schreibt ihre Namen auf die Tafel. Er ist selbst der erste Vorsänger, stimmt je nachdem selbst an oder gibt den anderen den Ton, er bringt die Entgleisenden zurecht und greift in allen heiklen Lagen ein. Zugleich hat er die zahlreichen, für den Gottesdienst und die übrigen Bedürfnisse nötigen Bücher zu beschaffen, vervielfältigen zu lassen und zu verwalten; er ist Vorstand der Schreibstube, Bibliothekar und Archivar.

Aus der Zahl der außerordentlichen Feiern in der Kirche greife ich die Aufnahme der Novizen und ihre spätere Einsegnung heraus. Wenn ein Laie in ein Hirsauer Kloster eintreten will, so ist das erste, daß er sich dem Abt vorstellt, der ihn vorläufig auf seine allgemeine Tauglichkeit ansieht. Scheint er diese zu besitzen, so muß er die erste Nacht außerhalb der Klausur zubringen, und zwar, wenn er zu Fuß angekommen ist, in der Almosenzelle, ein Reiter dagegen im Gasthaus des Klosters — eine beachtenswerte Unterscheidung; denn in den alten großen Benediktinerklöstern, wie St. Gallen, Reichenau u. a., wurden nur Söhne von Grafen und freien Herren aufgenommen, die natürlich nicht zu Fuß anzukommen pflegten. Die Reformer aber brachen mit dem Grundsatz der freiherrlichen Klöster und erkennen in Chor und Haus keine Unterschiede des Standes an. Damit kehrten sie zu dem Geist der Regel Benedikts zurück, die im 2. Kapitel sagt: „Ob Sklave oder Freier, wir sind alle in Christo eins und tragen unter einem Herrn das gleiche Joch des frommen Kriegsdienstes. Denn bei Gott ist kein Ansehen der Person und nur in dem Stück unterscheiden wir uns bei ihm, ob wir besser in guten Werken als andere und demütiger erfunden werden."

Gegenüber der Sitte des Adels, die Klöster als Versorgungsstätten ihrer nachgeborenen und für weltliche Zwecke unbrauchbaren Kinder anzusehen, lobt der Kluniazenser Ulrich den Abt Wilhelm von Hirsau, daß er sich hüte vor dem verderblichen Geist gewisser Weltleute, die, wenn sie das Haus voll Söhne und Töchter haben, die lahmen und verkrüppelten, tauben und blinden, buckligen und aussätzigen dem Kloster als Mönche aufdrängen und ihre zur Unzeit geborenen Küchlein in diesem Nest absetzen wollen.

Am nächsten Tag wird der Bewerber vom Kämmerer vor den im Kapitelsaal versammelten Konvent geführt. Vom Abt nach seinem Anliegen gefragt, antwortet er: „ich begehre Gottes und eure Barmherzigkeit und möchte in eure Gemeinschaft aufgenommen werden." Darauf der Abt: „Gott gebe dir die Gemeinschaft seiner Gläubigen" und der Konvent respondiert „Amen". Dieser Akt ist die petitio, die Bitte um Aufnahme. Dann wird ihm die Rauheit und Härte der Regel eindringlich vorgestellt. Beharrt er bei seinem Entschluß, so wird er in das Münster geführt und „durch Abschneiden des Haares gekrönt und durch Scheren des Bartes unter die jungen Streiter Christi eingereiht." Im Altarhaus stehen der Meßpriester, der Armarius und der Novizenmeister bereit, letzterer mit einem Tuch, darin er aus der Hand des Priesters das abgeschnittene Haar empfängt. Nach Besprengung, Gebet und Gesang erfolgt das Scheren des Bartes. Mit Schlußgebet und Kuß geht die Handlung in der Kirche zu Ende. Der Novize wird dann in die Kleiderkammer geführt und eingekleidet, erhält aber nicht die Kutte, das Kennzeichen des geweihten Mönchs, jedoch die übrigen Stücke der gewöhnlichen Hirsauer Mönchstracht. Er lebt, schläft und erhält Unterricht in der Novizenzelle; am Gottesdienst nimmt er teil, am Kapitel nur ausnahmsweise.

Wenn er sich dann ein Jahr lang erprobt hat, kann er zum Profeß zugelassen werden. Vor dieser Feier hat er die erste petitio zu wiederholen. Wieder wird er darauf hingewiesen, daß der Rückweg in die Welt noch offen stehe. Dann findet im Anschluß an die Hauptmesse des Tages die Einsegnung statt. Der Novize liest sein eigenhändig geschriebenes Gelöbnis vor: „Ich, Bruder N. N., verspreche vor Gott und seinen Heiligen und in Gegenwart des Herrn Abts Verharren in diesem Kloster, das zu Ehren der hl. Jungfrau Maria erbaut ist, gottesfürchtigen Wandel und Gehorsam nach der Regel des hl. Benedikt." Wenn er nicht lesen und schreiben kann, unterzeichnet er wenigstens mit einem Kreuz und der Novizenmeister liest an seiner Statt. Dann legt der Einzusegnende die Urkunde auf den Hauptaltar, küßt den Altar und wirft sich demütig auf die Kniee. An die Stufe zurückgetreten, wirft er sich noch dreimal nieder, wobei er jedesmal den Vers spricht: „Herr, nimm mich auf nach deinem Wort, daß ich lebe" (Psalm 119 bezw. 118, 116). Der Konvent respondiert, das letztemal mit dem Zusatz: „Ehre sei dem Vater" usw. Der Abt stimmt das Kyrie eleison an, spricht das Vaterunser und eine Reihe anderer Gebete, zuletzt segnet er die Kutte. Der Novize tritt vor, wird besprengt, zieht sein Obergewand aus und die Kutte an, während der Abt spricht: „Der Herr ziehe dir den alten Menschen mit seinen Werken aus und den neuen an, der erneuert ist in der Erkenntnis nach dem Bild dessen, der ihn geschaffen hat" (Kolosser 3, 9). Dann küßt ihn der Abt und schickt ihn zu den Brüdern in den Chor, die ihm der Reihe nach den Bruderkuß geben.

Drei Tage lang trägt der Geweihte das Haupt mit der Kapuze seiner Kutte verhüllt, drei Tage legt er die Kutte nicht ab, auch nicht zum Schlafen bei Nacht, und hält seine Lippen verschlossen. Am dritten Tag streicht ihm der Priester die Kapuze zurück; nun darf er seinen Mund wieder auftun und ist von jetzt an wie jeder andere Mönch.

verein" in Stuttgart gegründet wurde und seine Bilder „Spieler" und „Hauswäsche" freundliche Aufnahme fanden, besonders aber als er 1830 das Bild seiner Mutter ausstellte und König Wilhelm I. dem Biberacher Zeichenlehrer eine Reihe von Bildern abkaufte, die bis nach dem Kriege den Rosenstein schmückten, da wurde Pflug eine Zeitlang Mode. Seine Bilder fanden beim württembergischen Adel wie bei vermöglichen Bürgern und Beamten zahlreiche Liebhaber. Er liebte kleines Format in seinen meist auf Holz oder gewalztes Eisenblech gemalten Bildern, zum Teil aus praktischen Gründen, da kleine Bilder leichter verkäuflich waren, zum Teil aber aus dem Gefühl heraus, daß das große Format ihn wohl um das Beste seines Wesens gebracht hätte. In kleinem Rahmen breitete er nun eine wundervoll reiche Welt aus, die mit liebevoll ausgemalten Figuren und Dingen gefüllt wurde. Das Auge gleitet von schöner Einzelheit zu Einzelheit; es entdeckt immer neue reizvoll erzählte Dinge und Beziehungen, die sich von Mensch zu Mensch, von Ding zu Ding spinnen. Pflug ist der typische Epiker, der gemütvoll schildert und den eigenen Humor, den Spaß an der Welt in seine Bilder hineinzaubert. Man hat früher über der Klarheit ihrer Zeichnung, dem Reiz des Stofflichen, den ausdrucksvollen Köpfen und klug zusammengehaltenen Gruppen die malerische Qualität geringer geschätzt, wenn sich auch das warme Kolorit nicht übersehen ließ. Jene Ausstellung schwäbischer Kunst aber hat Pflugs malerischen Ruf neu begründet. Bei den Holländern hatte er gelernt, einen Raum aus jener eigentümlichen Mischung von Hell, Dunkel und Halblicht zu gestalten, die Gegenstände vom Licht weich umflossen darzustellen. In seinen oberschwäbischen Sittenbildern aber finden sich ganz originelle Lösungen des Problems der ins helle Sonnenlicht gestellten farbigen Figuren.

Im Jahr 1842 starb Pflugs Frau. Ihr Verlust machte ihn zeitweise trübsinnig und er glaubte sich vom Teufel verfolgt, weil er für schöne Frauen nicht nur ein künstlerisches, sondern manchmal auch menschliches Herz gehabt hatte. Von vier Kindern überlebte ihn nur eine Tochter, die ihn in dem kleinen Haus beim Städtischen Spital versorgte. Künstler und Kunstliebhaber suchten ihn gerne dort auf und er erzählte ihnen mit großer Lebhaftigkeit aus seinem Leben, übersprudelnd von heiteren Einfällen und Anekdoten. Er war ein witziger Erzähler von lebhaftem Temperament, dessen Schilderungen in schöner Harmonie zu seinem malerischen Werk standen. Pflug hat den feinen Sinne des eng begrenzten bürgerlichen Lebenskreises, in den er selber eingeschlossen war, gefühlsmäßig erfaßt und ihn in Wort und Bild klug gedeutet. So wuchs Person und Werk zu einer harmonischen Einheit. Als er am 30. Mai 1866 starb, gab ihm halb Biberach das letzte Geleite. Könnte man seine Schilderungen des oberschwäbischen Volkes geschlossen zeigen, es wäre die lebendigste, anschaulichste und originellste Sittengeschichte des Bürger- und Bauerntums.

Adolf Mettler / Bilder aus dem täglichen Leben der Hirsauer Mönche

6. Im Kapitelsaal.

In der Benediktinerregel ist ein besonderer Kapitelsaal nicht erwähnt; es heißt nur (cap. 3): „So oft irgendwelche wichtige Dinge zu verhandeln sind, rufe der Abt die ganze Herde zusammen." Auch der Bauriß von St. Gallen (um 820) kennt ihn noch nicht, zu Versammlungen und Beratungen ist hier der Kreuzgangflügel neben der Kirche bestimmt. Aber das Bedürfnis täglichen Zusammenkommens zur Besprechung praktischer Fragen und zur Durchführung der äußeren Ordnung

führte von selbst zur Einrichtung eines eigenen Saals. Wie späterhin in allen Klöstern, ist der Kapitelsaal in Kluni und Hirsau ein unentbehrlicher, vielbenützter Bestandteil der Klausur.

Er liegt hier unmittelbar neben der Kirche am östlichen Kreuzgang (Abb. 1), von diesem aber nicht durch geschlossene Wände abgetrennt, sondern zu beiden Seiten des Portals durch fensterartige Bogenstellungen, die auf einer Brüstungsmauer fußen, mit ihm verbunden. Die Ostwand des Saals ist durch die Türe in die Marienkapelle unterbrochen. Später gewöhnlich quadratisch, ist er in der Frühzeit (so auch in Hirsau selbst) als längliches Rechteck mit der Breitseite an den Kreuzgang gelegt. Er enthält einen Altar und an den Wänden entlang zwei Reihen Sitze, die an Festen mit Teppichen belegt werden. An der nördlichen Schmalwand sitzt erhöht der Abt, gegenüber auf der Südseite der Prior. Da man von der Marienkapelle aus hören kann, was im Saal gesprochen wird, dürfen Kranke in der Kapelle dem ersten Teil des Kapitels anwohnen.

Täglich wird der Saal aufgesucht vormittags zum Kapitel, abends zur Kollatio, der gemeinsamen Lesung. Er, nicht die Kirche, ist der Ort der Predigten und der Beichte. Von der in ihm stattfindenden Fußwaschung der Mönche war schon im 2. Abschnitt die Rede.

Bei besonders wichtigen Anlässen werden außerordentliche Kapitel abgehalten. Als Beispiel wähle ich, weil hierüber die Quellen reichlicher fließen, die Wahl eines neuen Abts. Die Vorschriften über sie stellen den wichtigen Satz voraus: „Für die Wahl des Herrn Abts gilt das ewige Gesetz: kein Sterblicher darf an ihr teilnehmen außer denen allein, die Professen unserer Kirche (d. h. Klosters) sind." Durch angelegentliche Bitten aller Brüder wird die Sache Gott ans Herz gelegt, dann in einer Sitzung der Aelteren beraten. Darauf tritt der Konvent im Kapitelsaal zusammen zur eigentlichen Wahlhandlung, wirft sich auf das Angesicht nieder, spricht in dieser Haltung die ersten 15 Stufenpsalmen und hört aus dem Mund des allein aufrechtstehenden Priors das von Abt Hugo von Kluni verfaßte Gebet, das verdeutscht etwa so lautet: „Erzeige uns, Herr, Deine Barmherzigkeit. Wir sind, Gott heiliger Geist, hier zugegen, zwar durch den Greuel der Sünde gefesselt, aber in Deinem Namen vereinigt. Komm zu uns und verschmähe nicht, in unsre Herzen einzuströmen. Lehre uns, was wir tun sollen, damit wir mit Deiner Hilfe Dir in allen Stücken zu gefallen vermögen. Sei unser Hort, der Eingeber und Urheber unsrer Entschließungen. Laß uns nicht Verstörer der Gerechtigkeit sein, daß nicht Unwissenheit uns irreführe, nicht Begünstigung uns vom rechten Weg ablenke, nicht Rücksicht auf empfangenen Dienst oder Liebe zu einer Person uns verleite, sondern vereinige uns wahrhaftig mit Dir durch die Gabe Deiner Gnade allein, daß wir in Dir eins seien, daß wir hier in unseren Gedanken nicht von Dir weichen und im zukünftigen Leben für unser Rechttun den ewigen Lohn erlangen." Der Konvent antwortet: „Amen."

Man setzt sich, der Prior ermahnt alle, an der Gegenwart der göttlichen Gnade nicht zu zweifeln, und spricht einige Worte, die der Sache und Lage angemessen sind. Dann wird er oder ein anderer älterer Bruder aufgefordert, einen Vorschlag zu machen. Wenn ein Teil der Mönche mit der Person des Vorgeschlagenen nicht einverstanden sind, wird die Wahl auf den nächsten oder dritten Tag verschoben und inzwischen mit Fasten, Gebeten und Almosen dringender die Barmherzigkeit Gottes angerufen. Ist dann schließlich der Abt nach der Regel Benedikts gewählt, so stimmt der Prior die Antiphone „Bekräftige dies, o Herr" an und der Gewählte wird unter Psalmengesang in die Kirche geleitet. Hier wirft er sich an der Stufe nieder, bis

das Vaterunser zu Ende ist. Dann wird er an seinen Platz im Chor geführt und es ertönt unter dem Läuten aller Glocken der Hymnus „Herr Gott, Dich loben wir". Beim zweiten Vers treten die Brüder einzeln heran, um nach erhaltener Erlaubnis ihn zu küssen. Man kehrt in den Kapitelsaal zurück, wo alle Klosterbeamten dem neuen Herrn ihre Schlüssel zu Füßen legen und, von ihm aufgefordert, wieder an sich nehmen. Sobald als möglich wird ein Bischof zur Einsegnung und feierlichen Ueberreichung des Abtsstabs eingeladen.

Die kirchengeschichtliche und politische Bedeutung dieser Wahlformen soll hier nicht beleuchtet, nur darauf hingewiesen werden, daß absichtlich nicht ausgesprochen ist, an welchen Bischof der Konvent sich zu wenden hat. Es kam in erster Linie der der eigenen Diözese Speier in Betracht, aber in jenen unsicheren Zeiten des Investiturstreits mit dem Zwiespalt der päpstlichen und kaiserlichen Bischöfe behielten sich die streng gregorianisch gesinnten Hirsauer freie Hand.

Das ordentliche tägliche Kapitel zerfällt in zwei Teile. Nach der Eröffnung in gottesdienstlichen Formen wird die „Sentenz", d. h. der zuständige Abschnitt aus der Regel vorgelesen und praktisch oder erbaulich erläutert. Dann folgen Bekanntmachungen: der Kalendertag und der Stand des Mondes wird bekannt gegeben, Gedenktage werden in Erinnerung gebracht z. B.: „Heute jährt sich die Beisetzung des Königs Herrn Konrad und des Herzogs Heinrich, unserer Freunde" oder: „Todestag Hugos, des Abts unserer Klostergemeinde, und Widos, unseres Freundes" (aus den Gewohnheiten von Farfa). Am Weihnachtsfest wird die Geburt Christi feierlich verkündigt. Ist ein „Brief über Verstorbene" gekommen, d. h. eine Nachricht über Todesfälle in den von der Mutterabtei abhängigen oder mit ihr durch Gebetsverbrüderung verbundenen Klöstern, so erhält der Konvent Kenntnis davon. Das schon in der Karolingerzeit hochentwickelte Verbrüderungswesen wurde durch die kluniazensische Reform neu belebt. Der Hirsauer Bund umfaßte einen ansehnlichen Teil der Klöster in Süddeutschland, Ostfrankreich und der Schweiz. Auch einzelne Personen wurden in das Bruderschaftsverhältnis aufgenommen. Man teilte sich gegenseitig die Namen der Toten mit und feierte ihr Gedächtnis mit Gebeten, Psalmen und Messen. Das Ableben der eigenen Klostergenossen meldete der Armarius nach auswärts in dieser Form: „Gestorben ist N. N., Mönch unserer Kongregation; alle unter dem heiligen Gelöbnis Lebenden bitten wir, bei Gott Fürbitte für ihn einzulegen."

Zuweilen kamen auch Botschaften anderer Art durch Brüder, die an eine kirchliche oder weltliche Stelle abgeordnet worden waren oder die der Abt von einer seiner zahlreichen Dienstreisen nach Hause sandte, an den versammelten Konvent. Die Form ihrer Verkündigung und Anhörung war sorgfältig abgemessen. Im allgemeinen bestand die Sitte, daß der Mönch, wenn er im Kapitel etwas zu sprechen hatte, sich dazu nicht erheben durfte, sondern saß, und so wurden auch die von weniger hohen Instanzen kommenden Nachrichten sitzend hinterbracht. „Aber Bischöfen, fremden Aebten, Klöstern und Stiftern, auch gewissen weltlichen Gewalten, wie Herzögen, schuldet man die Ehrerbietung, daß man ihre Grüße stehend ausrichtet, den übrigen Bericht aber sitzend erstattet, wozu sich der Konvent nur verneigt. Einzig unserem Herrn Abt (der eigene Abt wird durch das nie fehlende Prädikat „Herr" von anderen Aebten unterschieden), dem Apostolicus (Papst) und unserem König gebührt die weitere Ehrfurcht, daß (die Boten stehend sprechen und) der Konvent bei ihren Botschaften sich niederwirft." Man sieht, wie hoch der eigene Abt gestellt wurde.

Weiter wird im Kapitel der Dienst verlesen. Die Bedienstungen, die bezeichnender Weise oboedientiae genannt werden, weil das Wichtigste an ihnen der Gehorsam

gegen den Abt ist, sind zum Teil dauernde Stellungen, wie die der beiden Prioren (des Großpriors und des Klaustralpriors), des Armarius, des Kellermeisters usw., zum Teil auch Wochenämter; so gibt es einen wöchentlichen Vorleser über Tisch, einen Wochenpriester, Wochenköche, einen Wochenmesner (neben dem Hauptsakristan), einen wöchentlich wechselnden Sänger (neben dem Armarius). Ferner werden im Kapitel an bestimmten Tagen besondere Geschäfte erledigt. Die Stiefelverteilung am Gründonnerstag ist schon erwähnt. Aehnlich findet am Anfang der großen Fastenzeit die Bücherverteilung für das neue Jahr und die Einforderung der alten Bücher statt, worüber der Bibliothekar genaue Verzeichnisse führt. Eine solche Liste (breve) ist uns aus Farfa überliefert mit den Namen der Mönche und den Titeln der Bücher (gedruckt bei Albers Bd. I und Herrgott S. 319). Unter den 62 Büchern sind nur zwei antike Schriftsteller, Livius und Josephus, alles andere ist christliche Literatur: auch ein Zeugnis von dem in den Reformklöstern herrschenden Geist im Gegensatz zur karolingisch-ottonischen Zeit. Noch deutlicher redet die unfeine Vorschrift, daß in der Zeichensprache für ein von einem Heiden verfaßtes Buch das Zeichen des hinter dem Ohr kratzenden Hundes gebraucht werden soll. — Dazu kommen dann natürlich Beratungen über verschiedenerlei Angelegenheiten des Klosters und des Konvents, deren Behandlung im Plenum notwendig wird.

Die zweite Hälfte des Kapitels heißt actio, Gerichtsverhandlung, und besteht in der Abrügung der Verfehlungen gegen die Satzungen des Hauses. Sie gilt für so unumgänglich, daß sie auch an den höchsten Festtagen, mit Ausnahme des Osterfestes, nicht ausfällt, sondern nur abgekürzt wird. Eröffnet wird sie vom Vorsitzenden mit den Worten: loquimini de ordine vestro, redet von eurer Ordnung! An Stoff kann es nicht wohl fehlen. Denn das äußere Leben des Mönchs ist bis zum Kleinsten und Letzten so genau geregelt, der Vorschriften sind so viele und die Forderungen so hoch gespannt, daß auch beim besten Willen es fast unmöglich ist, sich in allem untadelig zu halten. Der Verfasser der Hirsauer Satzungen sagt selbst: „Was alles den Gewohnheiten und der Ordnung zuwidergehandelt werden kann, das läßt sich im einzelnen gar nicht niederschreiben." Das ganze Tun und Lassen, Stehen und Gehen, Sitzen und Liegen, Aus- und Ankleiden, Essen und Trinken, Arbeit und Ruhe, Wort und Gesang, Lesen und Gottesdienst, alles hat seine feste Form und Norm, deren Uebertretung Verweis und Strafe nach sich zieht.

Es handelt sich hier um die äußere Ordnung, nicht um das Innenleben. Auch dieses ist nicht frei, nicht ohne Bindung und Büßung; es untersteht den Geboten Gottes und der heilig gehaltenen Regel. Aber das Zuchtmittel hiefür ist die Beichte. Das Mönchtum kann es für sich in Anspruch nehmen, auf Grund einer tieferen Auffassung der Sünde die alte Bußdisziplin umgestaltet und die Beichte geschaffen zu haben. Im Gefolge des großen morgenländischen Mönchsvaters Basilius schärft schon Benedikt den ihm Anbefohlenen die Pflicht ein, nicht nur die bösen Taten, sondern schon die im Herzen aufsteigenden argen Gedanken und geheimen Triebe dem Abt durch demütiges Bekenntnis zu eröffnen (cap. 4 und 7). (Uebrigens verlangt Benedikt auch die Mitteilung guter Werke, wie der freiwilligen Askese durch Abbrechen an erlaubter Speise, Trank und Schlaf. „Ein Opfer dieser Art soll jeder seinen Abt wissen lassen, daß es mit dessen Gebet und Willen geschehe; denn wenn es ohne den Willen seines geistlichen Vaters geschieht, so wird es als ein Sichherausnehmen und eitles Rühmen, nicht als Lohn angerechnet werden" cap. 49.) Auch in Hirsau besteht Beichtpflicht und die Beichtauflagen steigen von dem Aufsagen eines Psalms bis zu Geißelung oder lebenslänglichen Bußwerken. Doch ist, was mit dem Beicht- und Bußwesen zusammenhängt, von der actio capituli zu unterscheiden.

Verstöße gegen die äußere Ordnung soll der Schuldige im Kapitel selbst gestehen. So z. B. wer eine Hora oder gemeinsame Lesung versäumt, sein Buch innerhalb des Jahres nicht durchstudiert, im Schlafsaal durch Lärm die Brüder stört, seine Kleider beschädigt u. dgl. — wer für solche Ungehörigkeiten freiwillig und demütig um Verzeihung bittet, dem wird ein Vaterunser auferlegt; wer aber die Selbstanzeige unterläßt, kommt nicht so glimpflich davon. Und es ist dafür gesorgt, daß kaum etwas verborgen bleibt.

Den ganzen Tag über finden regelmäßige Rundgänge von Aufsichtspersonen durch das ganze Kloster statt, „damit kein Ort und keine Stunde sei, da ein Bruder sich sicher fühlen könne, bei einer Verfehlung nicht ertappt und nachher angezeigt zu werden". Zu solchen Rundgängern (circatores) bestellt der Abt gottesfürchtige, diensteifrige Mönche, von denen zu erwarten ist, daß sie weder böswillig aus persönlichem Haß jemand anzeigen noch aus Freundschaftsrücksichten oder Lust an Possen eine wahrgenommene Ordnungswidrigkeit verschweigen. Sie gehen durch die Kirche mit allen ihren Altären und die Sakristei, vor und in den Keller bis an die Schwelle des Klausureingangs, in die Küche, den Speisesaal, die Novizenzelle, die Kammer, das Krankenhaus, die Marienkapelle, auf den Kirchhof hinter dem Münster, in die Räume der Bauverwaltung (fabrica), die Schreiberstube und wo überhaupt irgend etwas gearbeitet oder getrieben wird. Sie reden nicht, sie beobachten nur.

Diese Rundgänger und Aufpasser kommen im Kapitel zuerst zu Wort. Wer von ihnen angezeigt wird, hat sich in jedem Fall sofort niederzuwerfen. Weiß er sich schuldig, gesteht er und verspricht Besserung; fühlt er sich unschuldig oder hält er sein Verhalten für entschuldbar, soll er den wahren Sachverhalt bescheiden darlegen. Wenn er aber sofort bei Nennung seines Namens auffährt und barsch hinausgibt, erhält er hiefür einen Rutenstreich. Die eigentliche Strafe bemißt der Abt nach dem Vergehen. Außer den Circatoren sind zu Erstattung von Anzeigen in erster Linie alle die verpflichtet, denen vermöge ihrer amtlichen oder irgendwie einflußreichen Stellung die Aufrechterhaltung der Disziplin obliegt. So der Klaustralprior, der ebenfalls mehrmals im Tag seine Gänge durch die Klausur macht, und die sogenannten Kustoden, die mit der Hut der jüngeren, noch nicht gefestigten Brüder betraut sind. In Kluni hatte man regelmäßig Knaben (bis zu sechs an der Zahl) und Jünglinge im Hause und war stolz auf die Ausbildung und Erziehung, die man ihnen angedeihen ließ. Der Kluniazenser Bernhard schließt sein Kapitel über die Knaben mit dem Satz: „schwerlich wird ein Königssohn im Palast sorgfältiger aufgezogen als der letzte Knabe in Kluni". Wilhelm von Hirsau mochte die Knaben (nutriti) nicht und schloß sie grundsätzlich von seinen Klöstern aus, obwohl er selbst im Kloster St. Emeram in Regensburg seine Knabenjahre verlebt hatte. Auch gegen die Jünglinge sah er sich vor und stellte sie, soweit sie sich nicht durch Zuverlässigkeit des Charakters auszeichneten, unter spezielle Aufsicht, indem er jedem einen Wächter gab. Der custos hat seinen iuvenis ständig zu beaufsichtigen und auf Schritt und Tritt zu begleiten, besitzt aber keine besondere Strafgewalt gegen ihn neben dem Recht und der Pflicht der Anzeige im Kapitel. Uebrigens darf auch umgekehrt der Jüngling seinen Wächter anzeigen, wenn dieser in der Aufsicht nachlässig ist oder „ihn mit unfreundlicher Strenge behandelt, wo er ihm Menschlichkeit erzeigen sollte". Ueberhaupt war das Recht der Anzeige im allgemeinen nicht beschränkt. Man darf sich z. B. auch über die Kost beschweren. Doch sind Vorsichtsmaßregeln gegen Mißbrauch getroffen. Der Angezeigte darf in demselben Kapitel seinen Anzeiger nicht seinerseits melden. Dinge, die das Schamgefühl verletzen oder sonst sich zu öffent-

licher Behandlung nicht eignen, sind unter vier Augen oder in engerem Kreis abzumachen.

Die Strafen sind auf das mannigfaltigste abgestuft. Sie gehen von sanfter Mahnung bis zu furchtbarer Schwere und mittelalterlicher Härte. Letztes Mittel ist natürlich Ausweisung räudiger Schafe. Milde und Barmherzigkeit soll sich mit Ernst und Strenge paaren. Der Leiter soll sich bewußt bleiben, daß teilnehmende Güte bei manchen besser wirkt als durchfahrende Schärfe. Geordnete und Gewissenhafte sind, wenn ihnen einmal ein Fehltritt unterläuft, schonender zu behandeln als Gleichgültige und Rückfällige. Es ist zulässig, daß einer für einen anderen ein gutes Wort einlegt.

Die Vollstreckung der Strafen, besonders der Prügelstrafe, soll der Abt nur solchen Brüdern auftragen, die Maß zu halten und zu unterscheiden wissen, ob sie einen sonst sorgfältigen oder einen leichtfertigen Bruder vor sich haben. Je nachdem hat der Exekutor zwischen den kleineren oder den größeren Ruten, die bei der actio immer bereit liegen, zu wählen, überhaupt soll er nicht unbarmherzig verfahren. Nie darf der Vorsitzende einem Angezeigten die Züchtigung seines Anzeigers zuteilen. Auch ist es allgemein verboten, daß ein im Rang Höherer durch einen Niedrigeren die Strafe empfängt.

Für schwerere Fälle sieht die Benediktinerregel zeitweiligen Ausschluß von der gemeinsamen Mahlzeit, für schwerere die von Tisch und Gottesdienst vor. Der von der Tischgemeinschaft Ausgeschlossene ist „in leichter Schuld", der andere „in schwerer Schuld". Die Hirsauer Satzung bestimmt, daß nur der „in leichte Schuld geschickt" wird, der eigentlich die schwere verdient hätte, aber wegen Alters oder Schwäche die Züchtigung körperlich nicht aushalten könnte. Der Bruder in leichter Schuld nimmt seine Mahlzeiten nach den anderen ein, muß bei den Horen vom Kyrie eleison an bis zum Schluß an der Stufe des Altarhauses auf den Knien liegen und wird beim Gottesdienst zu ehrenvollen Verrichtungen nicht zugelassen. Doch setzt die Strafe an Festtagen aus.

Viel härter ist das Los dessen, der in schwere Schuld gesprochen ist etwa wegen Diebstahls oder Gotteslästerung, besonders aber wegen trotzigen Ungehorsams und Auflehnung. Wie Gehorsam die erste Pflicht, so ist Unbotmäßigkeit das schlimmste Verbrechen des Mönchs. Unbedingte Beugung des Einzelnen unter das Gesetz und den Willen des Abts ist die Grundlage und das vornehmste Erziehungsziel des kluniazensisch-hirsauischen Klosterstaats. Aber je enger und drückender die Einschnürung, um so größer in kräftigen und eigenwilligen Naturen der innere Widerstand und der Drang, die Fessel zu sprengen; um so unnachsichtlicher aber auch die Ahndung jeder Widersetzlichkeit.

Ein langer Abschnitt des Hirsauer Hausgesetzes handelt von der schweren Schuld. Wer sie verwirkt hat, zu dem spricht der Abt im Kapitel: „Geht, ziehet Kleider und Schuhe aus und kehret zurück, wie es Sitte ist." Er begibt sich unter Vorantritt des Kämmerers in den anstoßenden Raum (auditorium), entblößt mit Hilfe seines Begleiters den Oberkörper bis zum Gürtel, nimmt in die Rechte ein Bündel Ruten, auf den linken Arm die Kutte und kehrt so in den Kapitelsaal zurück. Hier wirft er sich nieder, setzt sich, aufgefordert sich aufzurichten, auf den Boden und wird von einem Bruder, dem es befohlen, ausgepeitscht, solange es dem Abt gut dünkt. Dann hat er sich im Nebenraum wieder anzukleiden und darauf im Kapitelsaal wieder niederzuwerfen, bis er den Spruch des Abts vernimmt: „Bruder, seid in schwerer Schuld!" Sofort beugt er den Kopf und zieht die Kapuze über, um sie nicht wieder abzutun mit Ausnahme der Zeit der Gottesdienste, die er vor der Kirchentür zubringt. Dann

sucht er seine Strafzelle auf, deren Boden inzwischen gefegt und mit Binsen bestreut worden ist. Sie liegt in einer westlichen Ecke des Auditoriums, nur so groß, daß sie für einen Menschen ausreicht. In ihr muß er sich bis zum Ende seiner Strafe mit bloßen Füßen aufhalten, auf den Binsen schläft und ißt er, niemand spricht mit ihm, außer einem Wärter, der ihm etwaige Weisungen und seine Nahrung bringt, Wasser und Brot, wenn nicht der Abt aus Barmherzigkeit etwas zulegen will. Die Hände darf er vor der Mahlzeit waschen, Tisch und Tischtuch hat er nicht, seine Speise wird nicht gesegnet, wie die der übrigen. Zu den Horen begibt er sich, wenn der Konvent den Chor betreten hat, an die Kirchtür, während der beiden täglichen Messen hält er sich in einem unmittelbar an der Kirche gelegenen Winkel des Kapitelsaals auf. In seiner Zelle wird er bisweilen von 2—3 älteren Brüdern besucht, ermahnt, getröstet und darauf hingewiesen, daß er durch bußfertige Uebernahme dieser zeitlichen Strafe die ewige Gnade des Himmels erlangen könne. Ihre Sache ist es auch, auf Anregung des Abts oder von sich aus für den Reuigen und Zerknirschten im Kapitel um Begnadigung zu bitten. Wenn der Abt ihre Fürbitte als begründet ansieht, läßt er den Büßenden durch den Prior und den Kämmerer zum Kapitel herüberholen und es wiederholt sich die Eingangsszene mit Fußfall, Entblößung und Züchtigung, wenn sie der Abt nochmals für nötig findet.

Mit der Lösung aus der schweren Schuld tritt aber der Bruder nicht sofort in seine frühere Stellung zurück. Er wird zwar in die Gemeinschaft des Konvents wieder aufgenommen, muß aber noch eine Zeitlang den letzten Platz einnehmen im Chor, im Kapitel, bei Tisch und wo überall die Brüderschaft beisammen ist. „Der letzte von allen sein" — eine auch für sich angewandte Bestrafungsform — schließt zugleich das Verbot in sich, zu kommunizieren, einen Psalm anzustimmen, eine öffentliche Lesung zu übernehmen. Tritt endlich die volle Begnadigung ein, so bedarf es immer noch einer Bewährungsfrist, ehe der Abt einem so Entgleisten ein Amt oder eine Aufgabe, die einen vertrauenswürdigen Mann fordert, anvertrauen darf.

Hirsau kennt noch härtere Strafen. Es ist die Rede von zwei Arten von Fesseln, leichteren und schweren. Es gibt einen Kerker, in den die geworfen werden, die sich während der Kapitelhandlung trotziger Auflehnung schuldig gemacht haben. „Der Kerker ist von der Art, daß man mit einer Leiter hinabsteigt; er hat keine Tür und kein Fenster." Besonders scharf lautet die Bestimmung bei Ungehorsam außerhalb des Kapitels. In diesem Fall wird „die Tafel geschlagen", das Zeichen zum Alarm. Alles eilt unverweilt herbei und „gegen einen solchen Menschen, der nicht mehr der Sache, sondern nur noch dem Namen nach ein Mönch ist, gilt keine Ordnung, nicht des Abts Barmherzigkeit, nicht das Mitgefühl der Brüder, sondern die körperliche Züchtigung ist so lange zu steigern, bis der Schuldige das freiwillig zu tun beginnt, was seine freche Verhärtung ihn nicht vorher tun ließ." Daß Wilhelm eine solche Anweisung in seine Satzungen aufnimmt, kennzeichnet den Mann und das Jahrhundert.

Interessant ist, wie das Kloster auf seinen Ruf in der Oeffentlichkeit hält. Der Mönch, der außerhalb des Klosters vor den Augen des Volks sich vergangen und dadurch sein Kloster öffentlich bloßgestellt hat, muß auch vor aller Augen büßen. Handelt es sich um leichtere Fälle, z. B. wenn einer in unziemlicher Weise mit Laien Händel anfängt, so muß er bei Beginn der Vormittagsmesse, die vom Volk gerne besucht wird, mit nackten Füßen, barhäuptig und ein großes Buch in der Hand haltend, vor dem Kirchenportal sozusagen am Pranger stehen. Bei schwereren Verfehlungen aber wird der Schuldige vor den Augen der Menge mitten auf der Straße entblößt, gefesselt und gepeitscht, und obwohl das die strengste und beschämendste

Strafe ist, entgeht er doch nachher in der Klausur der Versetzung in schwere Schuld nicht.

Es kann bei dieser Strenge der Zucht nicht wundernehmen, daß mancher sich ihr durch die Flucht aus dem Kloster zu entziehen suchte. Für Flüchtlinge überhaupt galt die Bestimmung, daß man einen rechtschaffenen und brauchbaren verfolgen und gefangen wieder einbringen, einen unverbesserlichen aber laufen lassen solle. Der und jener kam auch freiwillig wieder und bat reumütig um Verzeihung. Solche wurden, wie auch die Ausgewiesenen, gemäß der Regel Benedikts bis zum drittenmal wieder angenommen.

Abendmahlszeugnis aus dem 18. Jahrhundert

Mitgeteilt von Th. Knapp, Tübingen

Das unten abgedruckte Abendmahlszeugnis zeigt, daß auch die evangelische Kirche, zunächst in der Reichsstadt Reutlingen, ähnlich der katholischen, streng auf regelmäßigen Abendmahlsbesuch ihrer Mitglieder hielt, und daß man in Reutlingen annahm, man werde anderswo einen Zugereisten nur auf Grund eines Zeugnisses seines heimatlichen Geistlichen über seine Würdigkeit zum Abendmahl zulassen.

Es wäre von Wert, zu wissen, ob Zeugnisse dieser Art auch in andern evangelischen Städten und Ländern, besonders im alten Herzogtum Württemberg üblich waren, und ob das eine und andre bis auf unsre Tage gekommen ist.

L. B. S. P. [1]

Herr Johannes Knapp von Reuttlingen, ein Eheleiblicher Sohn Herrn Daniel Knapp, berühmten Kauff- und Handelsmanns alhier, hat in unsrer Haupt- und Marien-Kirchen sacr. Dei Coenam[2] das letzte mal Dom. XVII. p. Trinitatis[3] Lauffenden Jahres, Gott gebe zum Besten seiner Seelen genossen, sonsten aber eine solche aufführung gehabt, daß ihme, so viel mir Bewußt ist, nichts nachgesagt werden kan, welches ihme der fernern admission[4] halber hinderlich fallen könnte, welches demselben, Bey seiner vorgenommenen Raise in die Schweiz und künftigem Auffenthalt in Basel, zu seiner legitimation[5], wo es nöthig seyn wird, vorzüglich aber unter Beichtvätterlichem Wunsch alles wahren göttlichen Seegens nach Leib und Seel, hiemit ex officio in fidem attestiert[6] mit beygedruckten gewöhnlichem petschafft[7], so geschehen Reutlingen d. 2. Octobr. u. Dom. XVIII. p. Trin. Anno 1774

T.[8] Superintendens[9] allda
Joh. Ad. Schreyvogel
(Siegel).

[1] Lectori benevolo salutem plurimam = dem wohlgesinnten Leser freundlichen Gruß. [2] Das hl. Abendmahl. [3] Dominica . . post. . . = am 17. Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest. [4] Zulassung. [5] Ausweis. [6] Von Amts wegen zum Ausweis bezeugt. [7] Siegel. [8] Testatur = zur Beglaubigung. [9] Stadtdekan.

Und da zudem der in vordeutscher Zeit besiedelte Raum der mehr trockene, waldfreie, also auch klimabegünstigte, war und die deutsche Kolonisationstätigkeit in der Richtung der ungünstigeren Räume sich auswirkte, so wurde das Gehöftegebiet über weite Räume der Klimaungunst ausgebreitet. Die festere Bauweise und der

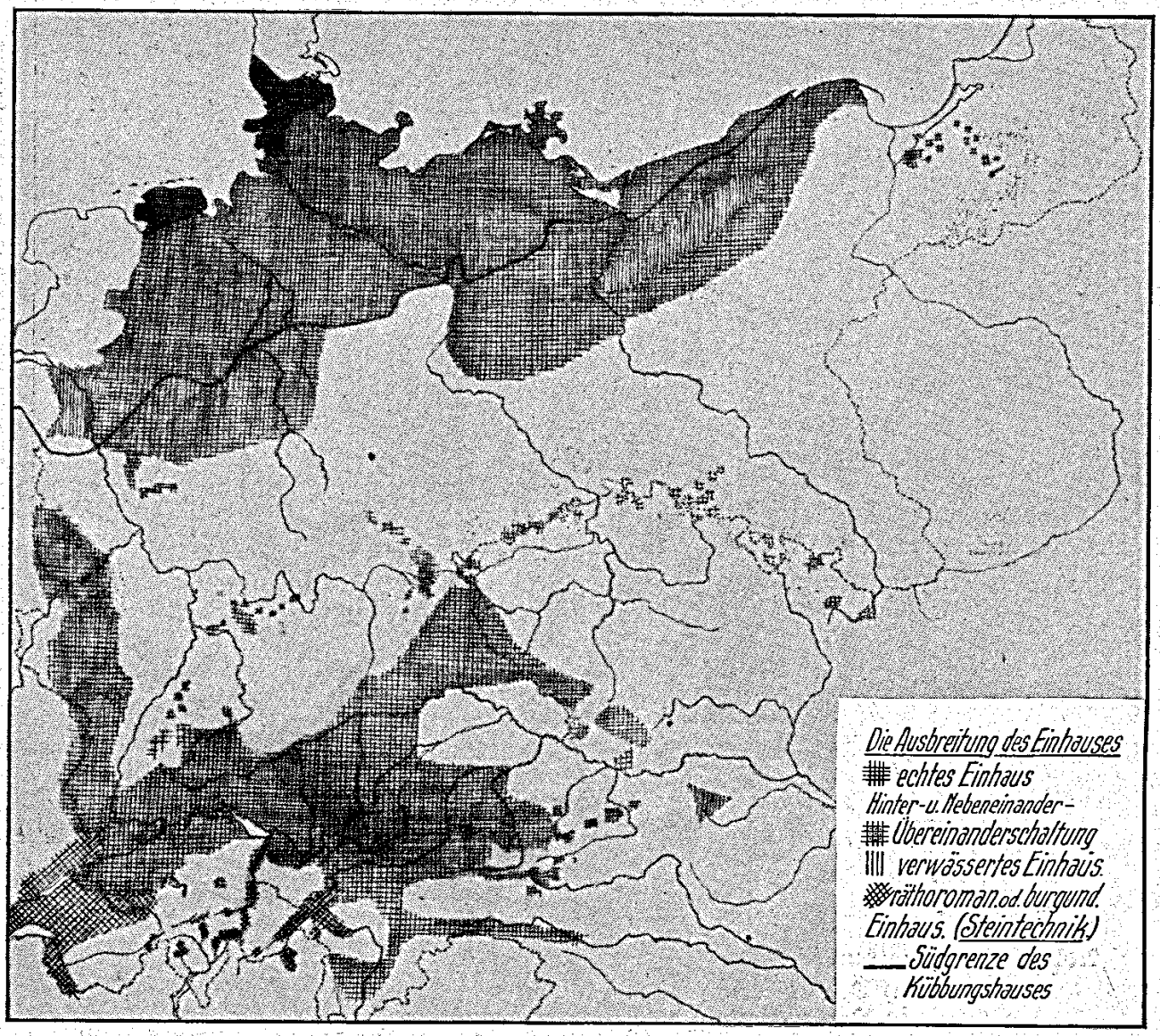


Abb. 22: Die Ausbreitung des Einhauses (verwässert) und des Gehöftes (weiß) Gez. Helbok

Stubenofen gaben andere Richtungen des Älteschutzes an. Man blieb beim Gehöft, wenn nicht Bodenarmut andere Wege wies.

So entstanden viele Ueberschneidungen von Natur, Wirtschaft und Raumbewegungen des Menschen. Die Natur sucht ihr Artbild immer wieder zum Durchbruch zu bringen, der Mensch sucht Ueberwindung der Hemmnisse, die ihm die Natur entgegenstellt. In diesem Spiele liegt eine köstliche und unendlich heilsame Kraftquelle für alle menschlichen Kulturen. Starke Völker, starke Kulturen verbreiten dabei gewisse Formen weit über ihr Ursprungsland. So haben die Germanen ihr Pfosten-Ständerwerkhaus mit dem Kehlbalkendach tief nach Süddeutschland und in die Schweiz hineingetragen, so haben die mittelalterlichen Deutschen ihr Ackerbauerngehöft mit der ofenbeheizten Stube in alle Welt gebracht.

Der Mensch bringt große neue Linien in ein Land, aber nur dann, wenn die Natur sie duldet. Sie will Herr im Hause sein. Zwar gestaltet nicht die Natur, sondern der Mensch die Form, indem er die Möglichkeiten nutzt, die ihm die Natur darbietet. Da aber die Natur ständig gleich in ihrer Art wirkt, ist sie der stärkere Faktor und *insoferne* gestaltet die Natur das menschliche Dasein.

Wir stehen voll Ehrfurcht vor der Allmacht des Schöpfers, der uns durch die Mittel der Natur lenkt. Wir bewundern die unergründliche Weisheit, die uns an der Natur nicht zu Sklaven macht, sondern unsere Kräfte steigern und entfalten läßt. Darin erkennen wir den tiefsten Daseinsgrund unserer Kultur!

Adolf Mettler / Bilder aus dem täglichen Leben der Hirsauer Mönche

7. Im Kreuzgang.

Mönchtum ist Weltflucht. Das Wort Mönch bedeutet, wie die sinngleichen Ausdrücke Anachoret und Eremit, ursprünglich den Einsiedler, der aus religiösen Beweggründen sich aus der verderbten Kulturwelt zurückgezogen und mit allen menschlichen Ordnungen, mit Gesellschaft, Staat und Kirche, gebrochen hat. Der erste und echteste Typus des Mönchs ist der in der Einöde hausende Büßer, ungesellig wie die Wildnis selbst, abgestorben der Welt und ihren Freuden, durch nichts von der Versenkung in Gott abgezogen. Noch der hl. Benedikt kennt aus eigener Erfahrung den Einsiedler, der ohne die Unterstützung der brüderlichen Schlachtreihe für sich allein den Zweikampf gegen den Teufel und das Fleisch aufnimmt. Aber er ist schon der Ansicht, daß der rechte Eremit nur aus dem Kloster erwachsen und erst durch lange Erprobung „in der Kriegsschule unter der Regel und dem Abt" jene höchste Stufe der Kraft und Vollkommenheit erreichen kann.

Die radikale Form, die der völligen Vereinzelung, war nur für wenige geeignet und fruchtbar, bald trat neben das Eremitentum das Klosterwesen. Gleichgesinnte vereinigten sich zu gemeinsamem Leben, aber nicht in, sondern außerhalb der Welt. Das Kloster beruht auf einer Verknüpfung der beiden Gedanken der Weltflucht und des frommen Zusammenlebens. Das spricht sich schon in den alten Benennungen des Klosters aus, die teils, wie das griechische Monasterion oder das lateinische claustrum (daraus „Kloster"), die Einsamkeit und Abgeschlossenheit, teils, wie das griechische Koinobion, die Lebensgemeinschaft betonen.

Auch die bauliche Anlage des Klosters trägt dieses Doppelangesicht. Der Welt stellt sich eine solche Mönchsniederlassung wie ein Kastell als geschlossenes Viereck mit festen Mauern und wenigen verriegelten Pforten entgegen, nach innen aber öffnet sie sich und bildet ein wohl verbundenes System gemeinsamer Räumlichkeiten. Die einzelnen Gelasse (officinae) münden alle auf einen Gang, der möglichst weit einwärts gelegt in vier Flügeln einen Innenhof umzieht und sich in weiten Bogen gegen diesen auftut. Wir kennen ihn unter dem Namen Kreuzgang; denn er ist nicht nur die dem nächsten praktischen Zweck dienende Verkehrsader des Klosters, sondern auch die heilige Straße für die Prozessionen, auf der die Mönche hinter dem Kreuz herziehen (s. Abschnitt 9).

Man könnte diese Bauanlage ein Sinnbild des nach innen gerichteten mönchischen Ideals nennen. Entstanden ist sie in Anlehnung an die südliche und orientalische Hausform. Sie eignet sich auch trefflich für ein warmes, sonniges Land. Namentlich der gegen Licht und Luft weit offene Kreuzgang gestattet ein Leben halb im Freien, wie es dem Südländer natürlich ist. Auch in unseren Breiten empfindet man an heißen Sommertagen die wohltuende Kühle dieser luftigen Hallen, aber für den größeren Teil des Jahres schlägt bei uns der Vorteil in sein Gegenteil um. Trotzdem hielt sich Wilhelm auch hierin genau an sein kluniazensisches Vorbild, obwohl Hirsau nicht dasselbe Klima hat wie Burgund oder vollends wie Unteritalien. Wir lesen von ihm, daß er für die in der Winterkälte hungernden Vögel sorgte; seine Mönche aber mußten gründlich frieren. Auf dem bekannten Bauriß von St. Gallen, der die Normalform des Benediktinerklosters um das Jahr 820 wiedergibt, ist unter dem Dorment ein großer heizbarer Saal vorgesehen. Die schärferen Asketen von Kluni und mit ihnen Wilhelm teilten ihn in ungeheizte Gelasse auf. Erst vom 12. Jahrhundert an läßt sich, zuerst bei den Zisterziensern, später auch bei den Hirsauern, aus erhaltenen Bauwerken erschließen, daß die alte Kleider- und Wäschekammer (camera, s. Abb. 1) zu einem „Brüdersaal", wenn auch ohne Heizvorrichtungen, eingerichtet wurde. —

Die Größe des Kreuzgangs richtet sich im allgemeinen nach der des Klausurvierecks und wird genauer bestimmt durch den Innenhof (Kreuzgarten). Der letztere hat im Peterskloster zu Hirsau den sehr ansehnlichen Flächengehalt von etwas über 10 Ar oder 1/3 Morgen, der zugehörige Kreuzgang ist an der Innenwand von Nord nach Süd 50, von Ost nach West 40 Meter lang. Das sind außerordentliche Abmessungen. In Alpirsbach hält das Kreuzgärtchen nur etwa 5 Ar. Die lichte Breite der Kreuzgänge beträgt gewöhnlich 4—5 Meter; altertümlich schmale Flügel hat der (im 15. Jahrhundert erneuerte) Kreuzgang am Münster zu Ellwangen. Bisweilen schneidet das Querschiff der Kirche in das Kreuzgangviereck ein, so in Farfa und Hirsau (vgl. Abb. 1).

Im 11. und 12 Jahrhundert waren die Kreuzgänge noch ungewölbt und schlicht. Siebenmal im Jahr, vor den höchsten Feiertagen, wurden sie zusammen mit dem ganzen Haus, den Kirchen und der Klausur, gefegt und mit Binsen bestreut, die letzteren auch vor Festtagen mittleren Ranges erneuert. Dafür hatte der Almosenpfleger zu sorgen, der auch den als Grasplatz behandelten Innenhof abmähen ließ.

Als Hauptverbindungsweg des Klausurvierecks ist in stärker besetzten Klöstern der Kreuzgang von früh bis spät ziemlich belebt. Auch wenn der Konvent in der Kirche oder im Kapitel- oder Speisesaal sich aufhält, haben fast immer einzelne Bedienstete ab- und zuzugehen.

Schon in den früheren Abschnitten wurde der Kreuzgang mehrmals erwähnt. Im Waschraum am Kreuzgang waschen und kämmen sich die Brüder, daneben hängen die obengenannten vier Handtücher, hier auch die Wetzsteine für die Messer. Ferner steht im Kreuzgang ein großer Trog mit vielen Fächern zum Waschen der Kleider und Leibwäsche; in den Gängen werden Seile gespannt zum Trocknen derselben. Auch der Innenhof, „die Wiese", dient als Trockenplatz.

Im westlichen Flügel findet die Fußwaschung der Armen am Gründonnerstag statt. Auch das Erneuern der Tonsur (Kranztonsur) und das Rasieren ist hieher verlegt. Das Rasieren war kein ganz leichtes und lindes Geschäft, da es durchschnittlich nur alle drei Wochen vorgenommen wurde. Schon einige Tage vorher trägt der besonders hiezu bestimmte Bruder die verschlossene Truhe mit den Ge-

räten, die sonst neben dem Eingang des Schlafsaals steht, in den Kreuzgang herab und geht daran, Messer und Scheren zu schärfen und in Bereitschaft zu setzen. Am Rasiertag nimmt der Konvent nach dem Kapitel, wenn die Erlaubnis zum Sprechen gegeben ist, in zwei langen Reihen auf beiden Seiten des Ganges Platz und der genannte Bruder reicht mit seinem Gehilfen jedem ein Messer. Gleichzeitig verteilt der Almosenpfleger an je zwei einen Napf und gibt man die erforderlichen Tücher aus. An geeigneten Stellen ist heißes Wasser bereit gestellt, aber bevor die Psalmodie begonnen hat, darf keiner seinen Kopf befeuchten. Spiegel gibt es nicht, einer rasiert den andern. Wer das Rasieren aus Bequemlichkeit nicht lernen mag, geht am Rasiertag seiner Weinportion verlustig. Der Rasierende zieht den Froccus aus und arbeitet in der Kutte; umgekehrt hat, wer rasiert wird, den Froccus an und die Kutte ausgezogen neben sich. Gebrauch der Zeichensprache ist gestattet, Sprechen verboten; nur daß, wie ja beim Beginn jeder Handlung, der Rasierende zuerst den Segensgruß „benedicite“ spricht, wofür der andere mit „Dominus“ dankt. Die Rundgänger (vgl. Abschnitt 6) gehen durch die Reihen und ermuntern zum Psallieren. Erst nachdem die vorgeschriebene Anzahl Psalmen gesungen ist, darf, wer es nötig hat, sich auch die Haare schneiden lassen. Wenn die Zeit knapp ist und das Zeichen zur Hora ertönt, ehe die letzten bedient sind, geht alles sofort in die Kirche. Der Halbrasierte betritt aber nicht den Chor, sondern begibt sich an eine Stelle der Kirche, wo er nicht gesehen wird; er wird dann, wie auch später Ankommende, in der Wärmstube nachbehandelt.

Seine wichtigste und zeitlich ausgedehnteste Verwendung findet der Kreuzgang dadurch, daß er die Brüder zur frommen Lektüre aufnimmt. Den Grund, weshalb die divina lectio gerade hieher verlegt ist, finde ich nirgends unmittelbar ausgesprochen. Er wird darin zu suchen sein, daß der Kreuzgang den hellsten und geräumigsten Teil der Klausur bildet. Die Mönche sitzen nämlich bei diesem Lesen nicht dicht beisammen, wie in der Kirche und im Kapitelsaal, sondern in Abständen von mindestens einer Elle. Die Haltung beim Sitzen ist genau vorgeschrieben. Man zieht den Vorderteil des Froccus so in den Schoß, daß die Zipfel nicht auf den Boden hängen und daß die Füße deutlich gesehen werden können. Die Rundgänger sind angewiesen, in diesen Stunden, da die Brüder mehr sich selbst überlassen sind, besonders fleißig ihres Amtes zu walten. Die unter besondere Aufsicht gestellten Jünglinge haben ihren Platz neben ihren Hütern.

Der Kreuzgang ist auch der Ort der bisweilen erlaubten allgemeinen Unterhaltung, der sogenannten locutio. Sie fordert naturgemäß etwas mehr Bewegungsspielraum, wie sie nur der Kreuzgang bieten kann. Mit dem Reden und Schweigen berühren wir eines der wesentlichsten Stücke der Klosterzucht. Die Benediktinerregel schärft, ohne ein förmliches Redeverbot auszusprechen, die Tugend der Schweigsamkeit wiederholt ein. Doch wurde die schwer zu erfüllende Forderung allmählich nur lässig eingehalten, die Reform aber machte mit ihr wieder vollen Ernst und traf in dem ihr eigenen Geist der Gesetzlichkeit genaue, zeitlich und örtlich bestimmte Vorschriften. Unbedingtes Schweigen muß herrschen in der Kirche, im Schlafsaal, Speisesaal und in der Konventsküche, erlaubt ist zu gewissen Stunden und unter gewissen Bedingungen das Reden dem Einzelnen im Sprechsaal und dem ganzen Konvent im Kreuzgang. Die allgemeine, aber immer nur ziemlich kurze Unterhaltung ist gestattet zweimal des Tags an gewöhnlichen Tagen, einmal an Festtagen, gar nicht an Sonn- und gewissen Feiertagen.

Mit dem Redeverbot war praktisch nicht auszukommen ohne eine entwickelte Zeichensprache; man denke nur an das Verständigungsbedürfnis bei den Gottes-

diensten oder beim Kochen. In nicht weniger als 20 Kapiteln, die in einem Quartband 16 Druckseiten füllen, behandelt Wilhelm die Zeichensprache, ohne doch seinen Gegenstand erschöpfen zu wollen. Die Novizen haben viel zu lernen, bis sie diese Menge von Hand-, Finger- und Gesichtsbewegungen innehaben. Ich zähle einige Kapitelüberschriften auf: Speisen, Getränke, Gefäße, Kleider, Kirchengeräte und -gewänder, Messen und Horen, Bücher, Personen, Gebäude. Dann einige Beispiele: legt man das erste Glied des Daumens auf die Spitze des Zeigefingers, so bedeutet das Bohnen; legt man umgekehrt den Zeigefinger auf den Daumen, so sind Erbsen gemeint. Um einen Krebs zu bezeichnen, macht man das allgemeine Zeichen für Fisch, d. h. man ahmt mit der Hand die Schwimmbewegungen des Fischschwanzes nach und fügt dann das Zeichen der Schere hinzu. Leckt man mit der Zungenspitze den Finger, bedeutet das Honig. Die Bewegung des Schuhschnürens bezeichnet den Schuh, stützt man darnach die Wange auf die Hand, das Zeichen des Schlafens, so werden es Nachtschuhe, Pantoffeln. Zur Bezeichnung des Altars des Täufers Johannes sind drei Operationen nötig: zuerst wird das Zeichen des Steins gemacht, dann ein Kreuz, das gibt zusammen den Begriff Altar; zuletzt legt man die Hand in den Nacken zur Andeutung der Enthauptung. Ein Kreuz mit nachfolgender Gebärde des Schlafens bedeutet die letzte Hora, die Komplet. Um den Psalter zu bezeichnen, schickt man das allgemeine Zeichen für Buch voraus, d. h. man bewegt die gestreckte Hand, wie man das Blatt eines Buches umwendet; dann setzt man die Fingerspitzen der hohlen rechten Hand auf den Kopf nach Art einer Krone, weil der Psalmendichter David die Königskrone trug. Die auf das Zeichen für Mönch (Anfassen der Kapuze der Kutte) folgende Fingerbewegung des Geldzählens bedeutet den Bruder Kämmerer; wählt man aber statt des Zeichens für Mönch das für ein Gebäude (dachförmige Haltung der beiden Hände), so ergibt sich die Klosterkammer. Auch Eigenschaften und abstrakte Begriffe wie gut und schlecht, alt und neu, Schnelligkeit u. dgl. kann die Zeichensprache ausdrücken. Das Zeichen für gut wird so gemacht: setze den Daumen auf die eine, die beiden nächsten Finger auf die andere Wange und streiche behaglich nach unten, so daß die drei Fingerspitzen am Kinn zusammentreffen; schlecht dagegen bedeutet es, wenn man mit den nach Art einer Vogelkralle gekrümmten Fingern sich ins Gesicht fährt.

Doch genug. Es wird deutlich geworden sein, daß sich mit einer so ausgeklügelten Zeichensprache schon ein gewisser Ersatz für das gesprochene Wort schaffen ließ. Der beste Beweis dafür ist das Verbot, sie häufig und ohne triftigen Grund anzuwenden. Freilich, zu einem tiefer gehenden und längeren Gedankenaustausch konnte sie natürlich nicht und sollte sie nicht ausreichen. Aber auch dem mündlichen Verkehr in der Form der locutio waren mit Absicht enge Grenzen gezogen. „Der Mönch spricht nur mit leiser Stimme, sein Reden und Hören hat nur geistliche Dinge oder solche, die dieses zeitliche Leben nicht entbehren kann, zum Gegenstand." Die wichtigste Beschränkung ist die, daß nur in Gegenwart aller und damit unter der Kontrolle aller gesprochen werden darf. Ein intimes Sichaussprechen, Sicheröffnen von Person zu Person oder im engeren Kreis ist damit abgeschnitten; frei menschliche Vertraulichkeit, Kameradschaft und Freundschaft hatte keine Stätte im Kluniazenserkloster, wie es sein sollte.

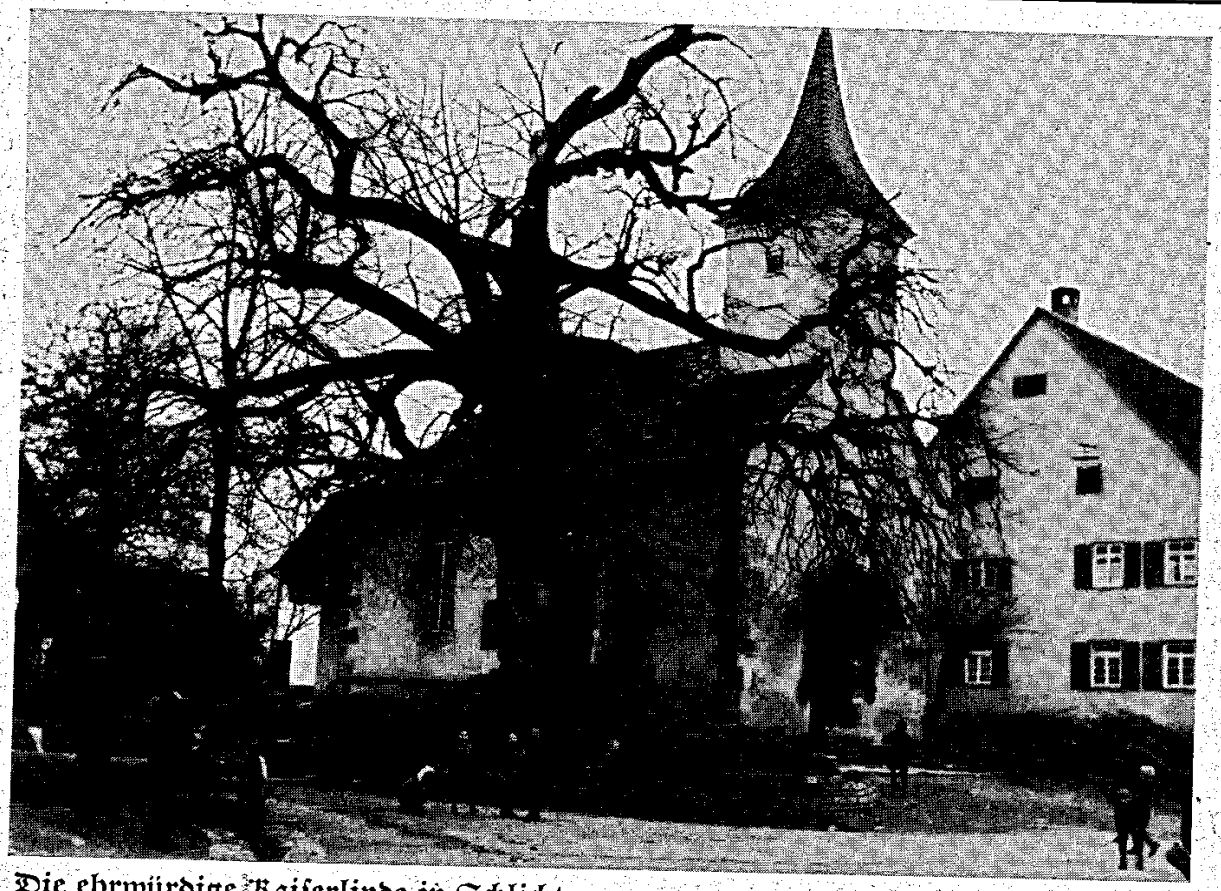
Diese scharfe Betonung der Schweigsamkeit hängt mit dem obersten Gesetz der Reform, der Gewährleistung absoluten Gehorsams, zusammen. Das Schweigegebot will jede Gruppen- und Parteibildung, Opposition und Auflehnung schon von vornherein unmöglich machen. Divide et impera! Alle Fäden sollen in der Hand des

Abts zusammenlaufen, Querverbindungen zwischen den Mönchen aber nicht bestehen. (Daß trotzdem auch in diesen straff organisierten Klöstern die Konvente sich dem Abt gegenüber ein hohes Maß von Selbständigkeit zu wahren wußten und es innerhalb der Konvente selbst an Spaltungen und Kämpfen nicht fehlte, lehrt die Geschichte.) Zugleich aber bricht in dem Sprechverbot der Urgedanke des Mönchtums wieder durch, daß Mönchsein im Grund nichts anderes heißt als einsam sein. Das Verbot hebt das Zusammenleben zu einem guten Teil wieder auf. Die monastische Idee reagiert hier gegen den in dem Klosterbegriff steckenden Genossenschaftsgedanken und macht durch die Forderung des Schweigens den Einzelnen selbst inmitten der zahlreichsten Brüderschaft zu einem Einsiedler.

Otto Heuschele / Schwäbisches Geistes-Erbe in Deutscher Gegenwart

2. Schiller und die Gegenwart

Anderthalb Jahrhunderte trennen uns von den Tagen, da Schillers Werk zu wirken begann, da seine Gestalt einem ganzen Volke sichtbar wurde. Wie kaum einem zweiten deutschen Dichter widerfuhr es ihm, daß er, wenn auch nicht erkannt, so doch ergriffen wurde, daß das ganze Volk sich ihm zuwandte. Seine Dramen gingen über alle Bühnen und sind seitdem nicht mehr von diesen „Brettern, die die Welt bedeuten", verschwunden, es kann auch kaum bezweifelt werden, daß sie bestehen, solange diese deutsche Sprache und das durch sie gebundene Volk besteht. So scheint es im Grunde nicht notwendig, an diesen erhabenen Namen zu erinnern als an einen, der aus dem lebendigen Bewußtsein der Nation sich verlieren könnte, es scheint vielmehr, als besitze sie diesen Dichter wie keinen andern, selbst Goethe nicht, den sie wohl immer wieder laut im Munde führt. Gleichwohl aber glauben wir, es sei notwendig, in dieser Stunde mehr als in einer früheren notwendig, an Schillers Gestalt zu erinnern und zu fragen, was sie uns in dieser Gegenwart könnte bedeuten. Wir überhören jene Stimmen nicht, die schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts gegen Schiller laut wurden, und, bis heute nicht verstummend, einzelne unanfechtbare Mängel seines Werkes aufzeigten. Da waren es einzelne Gestalten, die nicht standhalten sollten, dort war es das Pathos der Sprache und der geistigen Haltung, das die Ohren eines neuen wirklichkeitsnahen Geschlechtes nicht mehr ertragen wollten, dann war es die Komposition einzelner Werke, die in Zweifel gerückt wurden, schließlich wurde das Fundament, auf dem das Werk ruhte: die erhabene Schillersche Weltanschauung und idealistische Ethik, nicht mehr gefaßt, sie war zu groß geworden für ein kleines Geschlecht, für das die Psychologie über alles ging. Doch hier ist nicht der Ort und nicht die Gelegenheit, über diese Zusammenhänge und ihre tiefere geistige Bedeutung zu schreiben, vielmehr soll nur noch daran erinnert werden, daß seit Goethe, der in seinem „Epilog zu Schillers Glocke" wie in seinen Terzinen: „Bei Betrachtung von Schillers Schädel", die erste Deutung und Verewigung dieser erhabenen Gestalt gab, und seit Wilhelm von Humboldt, dessen Arbeit: „Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung" bis heute vielleicht die tiefste blieb; viele Führer und Lenker deutschen Geistes und deutscher Geschichte sich zu Schiller bekannten und jene Kräfte rühmten, die sie aus seinem Leben und seinem Werke in das ihre herüber-



Die ehrwürdige Kaiserlinde in Schlichten

die Instandsetzung des Baumes wurde der Gemeinde ein kleiner Staatsbeitrag gewährt. Das Anheften von Anschlägen an Baumstämmen, wie es hier öfters geschehen ist, muß unterbleiben, selbst wenn es sich um ein Gedicht handelt, das auf die Hohenstaufenherrlichkeit und den Frieden von 1870 Bezug hat. Auch die kleinen Täfelchen bleiben am besten ganz weg, die größere Tafel kann an der Wand des Kirchleins im Hintergrund befestigt werden. Man kann es bezweifeln, ob es richtig war, neben den ehrwürdigen alten Baum eine Friedenslinde für 1870/71 zu pflanzen, auch wenn es sich dabei um eine sinnreiche Anspielung handelt. Die Wirkung des alten Baumes wird zweifellos beeinträchtigt und man hätte für den jungen besser einen andern Platz gesucht (in der Abb. der schlanke Baum links). Hans Schwenkel.

Adolf Mettler / Bilder aus dem täglichen Leben der Hirsauer Mönche

8. Im Krankenhaus

Ueber die kranken Mönche spricht Benedikt kurz, aber nachdrücklich im 36. Kapitel der Regel. Ihre Pflege muß allem anderen vorgehen. „Was ihr getan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan." Der Abt wird dafür verantwortlich gemacht, daß ihnen nichts mangelt. Aber auch die Kranken sollen nicht durch Wunderlichkeit und anspruchsvolles Wesen denen, die sie pflegen, zur

Last fallen. Eine besondere Zelle soll für sie vorhanden sein und ein gottesfürchtiger, gewissenhafter und besorgter Pfleger sie betreuen. Bäder, die den Gesunden und namentlich den Jüngeren nur mit Zurückhaltung zu gewähren sind, und Fleischgenuß, der den Gesunden verboten ist, werden ihnen bewilligt nach Bedürfnis.

Diese allgemeinen Richtlinien hat die Folgezeit weiter ausgestaltet. Drei Jahrhunderte später führt uns der auf den Aachener Beschlüssen des Jahres 817 fußende Bauriß von St. Gallen eine überraschend reiche, durchgegliederte Krankenhausanlage vor. Hinter dem Hauptmünster liegt eine ganze Gruppe von Gebäuden für den Dienst an den Kranken, eigentlich ein Kloster im kleinen mit Kapelle, Kreuzgang, dreiflügligem Krankenhaus samt einem Nebengebäude mit Küche und Bad; daneben ein Aerztehaus, ein Aderlaßhaus und ein Garten mit 16 Beeten für Arzneikräuter; in einiger Entfernung der Friedhof, der zwischen den Gräberfeldern freundlich mit Zier- und Fruchtbäumen bepflanzt ist. Das Krankenhaus enthält ein großes, heizbares Wohnzimmer, einen Schlafsaal, ein Zimmer für die Schwerkranken, einen Speiseraum, eine Kammer und ein Zimmer des „Meisters". Das Aerztehaus hat ein besonderes Zimmer für „den Arzt selbst", wohl den Chefarzt, einen Saal der Aerzte, eine Hausapotheke und einen zweiten Raum für Schwerkranke.

Die Aachener Beschlüsse haben lange nachgewirkt. Von ihnen gehen auch die Kluniazenser aus und so zeigt die bauliche Anlage ihrer Einrichtungen für die Krankenversorgung eine weitgehende Aehnlichkeit mit dem Riß von St. Gallen, wenn sie ihm auch an Reichhaltigkeit nicht gleichkommt. Die Unterbringung der Kranken in dem ruhigen Viertel östlich vom Münster ist dieselbe. Daß die Kapelle jetzt an den Kapitelsaal und damit unmittelbar an die Klausurräume angeschlossen wird, ist keine wesentliche, aber für die Ausübung des Gottesdienstes bequeme Aenderung. Das Krankenhaus selbst bleibt als eigenes, stattliches Gebäude erhalten, das wir uns, weil es seinen besonderen Kreuzgang hat, als mehrflüglig und einen kleinen Innenhof einschließend, zu denken haben werden. Es besteht aus sechs Haupträumen, darunter vier Krankenzimmern zu je acht Betten, und ist mit Küche, Keller, einem Gelaß zum Spülen und Waschen und einem Raum für den Aderlaß und für „das Schlürfen von Heiltränken" ausgestattet. Auch fehlt ein Arzneikasten mit Gewürzen (Pfeffer, Zimt, Ingwer, Kümmel) und heilsamen Wurzeln „für plötzliche Krankheitsfälle" nicht. Beachtung verdient, daß wie in Kluni auch in Hirsau das Kloster Wasserleitung und Kanalisation besitzt und für gründliche Durchspülung der Abortanlagen, auch im Sommer bei Wasserknappheit durch ein Stausystem, gesorgt ist. Hinsichtlich des Badens jedoch hält man sich an die von Benedikt geforderte Beschränkung. Wilhelm schreibt: „In der Welt ist es Brauch, nach dem Rasieren auch zu baden. Aber über unsre Bäder ist nicht viel zu sagen. Nur zweimal im Jahr darf baden wer will, vor Weihnachten und vor Ostern; sonst nur wegen Krankheit mit besonderer Erlaubnis." In der Gebäudebeschreibung des Kluniazenserklosters Farfa sind 12 Badekabinen ausdrücklich genannt.

Nun lassen aber, mit dem St. Gallener Riß verglichen, die kluniazensisch-hirsauischen Satzungen gerade das, was uns bei der Pflege der Kranken als das Wichtigste erscheint, vermissen: den Arzt. Sie handeln eingehend von den Patienten, von dem Mönch und Priester Infirmarius, dem die Kranken in erster Linie anvertraut sind, von den Wärtern, die Nichtmönche sind und die Kranken zu bedienen haben; aber mit keiner Silbe ist von einem Arzt die Rede. Der Prior als der eigentliche Hüter der Hausordnung im ganzen Kloster ist es, der den Mönch krank und wieder gesund setzt; er entscheidet, ob der Kranke Fleischkost erhält oder nicht;

er erteilt die Erlaubnis, daß der Kranke sich einen Kräuterabsud bereiten oder einen Aderlaß vornehmen läßt. Aber nirgends lesen wir, daß der Prior vorher ärztlichen Rat einholt. In den langen Ausführungen über den Infirmarius steht kein Wort davon, daß er sich auf die Heilkunde verstehen solle, nur, wie gesagt, daß er die Priesterwürde besitzen müsse. Die Dienste der Wärter sind von untergeordneter Art: sie zünden Licht und Feuer an, decken den Tisch, bereiten warmes Wasser, waschen u. drgl. Bei einem Schwerkranken halten sie abwechselnd Wache. Nur an einer Stelle wird etwas mehr von ihnen verlangt: sie sollen auf Grund ihrer Erfahrung beurteilen können, ob das Ende eines Kranken unmittelbar bevorsteht. Alles in allem erwecken die Satzungen den bestimmten Eindruck, daß es einen Arzt und ein geschultes Heilpersonal nicht gab und daß das Heilverfahren über die Anwendung von Hausmitteln nicht hinausging. Den Ruhm der Benediktiner, die Errungenschaften der antiken Medizin bewahrt und gemehrt zu haben — wirkte doch zur Zeit Wilhelms von Hirsau der große Arzt Konstantin der Afrikaner († 1087) im Stammkloster Monte Casino —, scheint der kluniazensisch-hirsauische Zweig des Ordens nicht für sich beanspruchen zu können.

Die Vorschriften zielen nur auf das religiöse und aszetische Gebiet ab, auf die Seelsorge für die Kranken und die Aufrechterhaltung der Ordnung und Zucht im Krankenhaus. Dieses beherbergt außer den Kranken auch die Alten und Gebrechlichen. Alle aber haben nach Möglichkeit dem täglichen Gang der gottesdienstlichen Verrichtungen der Gesunden sich anzupassen, nur daß ihr verschiedener Kräftezustand eine Abstufung nach Maß und Ort erheischt. Sie besuchen zumeist „ihre" Kirche (die Marienkapelle), Kräftigere auch die Messe im Münster; zu den Bettlägerigen werden geeignete Brüder entsandt, die mit ihnen die Horen singen. Neben dem Infirmarius und Prior hat der Abt selbst im Krankenhaus nach dem Rechten zu sehen; z. B. soll er nach der Rückkehr von einer Reise alsbald die Kranken besuchen und sich überzeugen, ob ihnen geistlich und leiblich nichts abgeht. Die Hausordnung in der Klausur gilt mit gewissen Abmilderungen auch im Krankenhaus. Der Pflicht des Gehorsams und des Schweigens sind auch die Kranken unterworfen. Diejenigen, die Fleischkost bekommen, speisen von den anderen getrennt. Das Bewußtsein, daß Fleisch für Mönche etwas Verbotenes ist, wird lebendig erhalten. Wer es genießt, tut es nicht freiwillig, sondern weil es ihm von seinen Oberen vorgeschrieben worden ist. Er muß auch nach seiner Genesung für diese Uebertretung Buße tun. Bei dem ersten Kapitel, dem er wieder anwohnt, bittet er um Verzeihung durch folgende Formel: „Ich war im Krankenhaus, ich habe unsre Ordnung nicht so beobachtet, wie ich hätte sollen." Darauf antwortet der Vorsitzende: „Gott verzeihe euch, was ihr dort getan habt," und legt ihm als Pönitenz das Beten von sieben Psalmen oder, wenn er die Psalmen nicht kennt, sieben Vaterunser auf. Die Rundgänger besuchen die Krankensäle fleißig. Widerspenstige werden im Kapitel des Konvents gemeldet, auch kann mit den Kranken ein besonderes Kapitel gehalten werden. Wilhelm steht nicht an, grobe Verfehlungen sogar mit körperlicher Züchtigung zu bedrohen.

Ein schwerkranker oder altersschwacher Bruder, der sein Ende herannahen fühlt, bittet um Salbung mit Krankenöl. (Die letzte Oelung als Sakrament bahnt sich im 11. Jahrhundert erst an.) Wenn seine Kraft reicht, läßt er sich in das Kapitel führen und bittet hier alle um Verzeihung für seine vielen Versäumnisse und Verfehlungen gegen sie in seinem ganzen Leben, worauf die Versammelten dieselbe Bitte an ihn richten. Dann kehrt er in sein Krankenzimmer zurück. Nach Beendigung des Kapitels zieht der Konvent in Prozession, den 51. (50.) Psalm, „Gott, sei mir

gnädig nach Deiner Güte", singend, an das Bett des Kranken und stellt sich um dasselbe auf. Die Oelung wird so vollzogen: der Priester befeuchtet seinen Daumen mit Oel und macht dem Kranken das Zeichen des Kreuzes auf beide Augen, Ohren, Lippen, die Nase, Hände, Füße und Lenden, indem er dazu spricht: vermöge dieser Salbung verzeihe Dir der fromme und barmherzige Gott, was Du gefehlt hast durch das Gesicht, das Gehör usw. (Wenn die Krankheit nicht zum Tode führt, darf die Oelung erst nach drei Jahren wiederholt werden.) Daran schließt sich die hl. Kommunion. Der Kranke empfängt den Leib des Herrn, wobei die Hostie, daß er sie leichter zu sich nehmen kann, in Wein getaucht wird, den er dann auch trinkt. Nachdem er dem Priester und allen Anwesenden den Abschiedskuß gegeben, entfernt sich der Konvent.

Das Wachen bei dem Kranken, das, wie wir hörten, den Wärtern obliegt, dürfen mit Genehmigung des Priors auch Mönche aus brüderlicher Liebe übernehmen. Ein Holzkreuz wird dem Bett gegenüber aufgestellt und ein Licht angezündet. Bekommen die Wärter den Eindruck, daß es zu Ende geht, richten sie ein Lager am Boden her, streuen von der geweihten Asche, die vom Aschermittwoch her im Krankenhaus aufbewahrt wird, eine Schichte in Kreuzesform darauf, breiten ein härenes Tuch darüber und heben den Kranken auf diese Liegestatt, „weil der Sohn eines Christen nicht aus dieser Welt abscheiden darf außer in Sack und Asche, wie wir es schon an vielen Beispielen der Heiligen erfahren haben". (Sterbende vom Bett auf die Erde zu legen, war schon antik römischer Brauch.) Wenn dann das Ableben unmittelbar bevorsteht, wird durch Schläge auf ein Brett das Alarmzeichen gegeben, das im ganzen Kloster hörbar sein muß. Alles eilt so schnell als möglich an das Lager des Sterbenden. „Denn wiewohl es einem Mönch unseres Ordens überhaupt verboten ist, aus irgendeinem Grund jemals anders als in gemessenem Schritt einherzugehen, ist es ihm dennoch sogar befohlen, zu laufen zu einem Sterbenden und wenn es brennt." Das Glaubensbekenntnis wird gesungen, Gebete werden gesprochen und die Heiligen angerufen.

Ist der Bruder entschlafen, wird ihm die Kapuze über das Haupt gezogen, alle Glocken ertönen, man holt ein Kreuz, Kerzen, Weihwasser und Rauchfaß. Die Leiche wird besprengt und in eine Weihrauchwolke gehüllt, darauf in dem härenen Tuch in ein zwischen dem Krankenhaus und der Marienkapelle gelegenes Häuschen getragen zum Waschen. Das Tragen, Waschen und später das Einsenken ins Grab übernehmen Brüder des gleichen geistlichen Rangs; einem Priester also werden diese letzten Dienste von Priestern erwiesen. Nach dem Waschen zieht man dem Toten ein frisches Hemd, seine Kutte und Nachtschuhe an und legt ihm ein Schweißtuch über das Gesicht. Dann wird die Kapuze der Kutte über dem Gesicht zusammengenäht, ebenso die ganze Kutte derart, daß sie dem Leib eng anliegt und nur die gefalteten Hände frei bleiben; auch die Schuhe werden aneinandergenäht. Alles unter Gesängen und Gebeten. Darnach legt man die Leiche auf eine Bahre und trägt sie zugedeckt unter Begleitung des Konvents in Prozession in die Marienkapelle. Von einem Sarg ist nirgends die Rede.

Solange der Tote so aufgebahrt liegt, darf der Psalmengesang nicht unterbrochen werden bis zur Beerdigung. Diese wird nicht lange aufgeschoben. Wenn das Ableben so früh am Tag erfolgt, daß die Frühmesse als Seelenmesse für den Toten gelesen werden kann, wird er noch an demselben Tag beerdigt. Das Begräbnis findet in der Regel nach der Hauptmesse statt. Fällt es aber auf den nächsten Tag, so teilt sich die Brüderschaft in den Nachtdienst bei dem Toten und jede der drei Abteilungen

betet den ganzen Psalter oder in den kurzen Sommernächten wenigstens 100 Psalmen für ihn.

Der Leichenzug aus der Kapelle auf den Friedhof gestaltet sich sehr feierlich. Alle tragen Lichter. Die Kranken, die gehen können, stehen vor ihrer Kapelle. Nach Anstimmen der Antiphone „Ins Paradies" schreitet unter Glockenläuten die Prozession zum Grab, zuletzt wird der Tote getragen. Der Priester weiht die Grube, dann wird nach Gebet die Leiche, die Füße gegen Osten, das Haupt gegen Westen, in die Erde gelegt und mit einem hölzernen Deckel zugedeckt. Der Abt, in seiner Abwesenheit der Priester, wirft als Erster mit einer Schaufel dreimal Erde darauf und dieser vollendet mit Gebet die Handlung. Dann bewegt sich die Prozession zu der Kapelle vom hl. Grab, die in der Mitte des Kirchhofs steht. Hier wird für alle auf diesem Totenfeld Ruhenden gebetet, die Lichter werden gelöscht, der Konvent kehrt in das Kloster zurück, um im Chor des Münsters die Schlußandacht zu halten.

Demnächst hat für den Verstorbenen jeder Priester drei Messen zu lesen und jeder Bruder 60 Psalmen oder ebensoviele Vaterunser zu beten. Außerdem werden für ihn in der ersten Woche sieben gemeinsame Totenmessen und im ersten Monat 30 Messen gesungen und Almosen gespendet. Auch begeht man den Jahrestag seines Todes in üblicher Weise.

9. Die Prozessionen.

Das Prozessionswesen erfreute sich der ganz besonderen Vorliebe der Kluniazenser und Hirsauer und war auf das sorgfältigste ausgebaut. Man ist beim Studium ihres Schrifttums überrascht, wie groß die Zahl ihrer Prozessionen war und welch reiche Abwechslung sie diesem Zweig ihrere kultischen Begehungen abzugewinnen verstanden. Freilich hat bei ihnen das Wort Prozession einen weiten Sinn und bezeichnet keineswegs nur große und glänzende Umzüge, wie wir sie etwa heutzutage an gewissen Festen der katholischen Kirche in der Oeffentlichkeit zu sehen gewohnt sind. Als Prozession gilt ihnen schon eine unbedeutende Ortsveränderung des Konvents, wenn sie nur in geschlossenem Zug und unter liturgischen Begleitformen geschieht. Auf diese Weise bleibt kein Tag ohne Prozession und es ergibt sich eine bunte, nach Zeit und Ziel, Anlaß und Zweck, Gliederung und Ausstattung, Feierlichkeit und Stimmung sich unterscheidende Vielfältigkeit. Prozessionen gibt es in der Frühe, am Vor- und Nachmittag und nach der Vesper. Bald geht es nur an einen Altar des Münsters oder in die nahe Marienkapelle, bald durch den Kreuzgang oder in ein Gotteshaus außerhalb der Klostermauern. In Prozession zieht man ins Krankenhaus zur Oelung eines sterbenden Bruders oder auf den Friedhof vor der Leiche eines Entschlafenen. Hohen Besuch geistlicher oder weltlicher Würdenträger empfängt man in Prozession, Reliquien werden feierlichst eingeholt oder ausgefolgt.

In Hungersnot oder Bedrängnis durch äußere Feinde sucht die Klostergemeinde durch Bittgang die Gnade des Himmels wiederzugewinnen. Festfreude und Hochgefühl erfüllt die mit aller Pracht ausgestatteten Festtagsprozessionen, aber in tiefem Ernst, barfuß und barhäuptig, wallen die Brüder an Fast- und Bußtagen.

Man kann das Gefallen, das die Reformmönche an der Prozession fanden, wohl begreifen. Sie hat Seiten, die sich mit den Grundzügen des kluniazensisch-hirsauischen Wesens nahe berühren. Einer dieser Züge ist der Geist des Gehorsams und der straffen Bindung. Schon in der Benediktinerregel klingt Verwandtes an, obwohl sie das Prozessionswesen nicht behandelt. Wie der hl. Benedikt so gerne vom Kriegswesen hergenommene Bilder verwendet und vom mönchischen Heerdienst, von

Schlachtreihe und soldatischem Gehorsam zu reden liebt, so ordnet Kluni seine Mönchsscharen, wo es angeht, zum geordneten Zug, zur Marschkolonne. Es wird das Bestreben erkennbar, jeden Gang, den die Brüderschaft zu tun hat, in geschlossene Form zu fassen und der Willkür des einzelnen zu entziehen. Wer in Reih und Glied geht, ist unter den Augen der Oberen und muß sich ein- und unterordnen. Dazu kommt, daß die Prozession vortreffliche Gelegenheit zu dem, wie wir früher sahen, so eifrig und unablässig gepflegten Psalmengesang bot.

An allen Sonntagen findet nach der Frühmesse ein Umzug durch den hiezu wie geschaffenen Kreuzgang statt. Sein Weg läßt sich an Hand des Klosterplans (Abb. 1) leicht verfolgen. Während die Brüderschaft noch von der Messe her im Chor versammelt ist, weiht der Wochenpriester Salz und Wasser, mischt Teile derselben und spricht leise: „Die Vermischung des Salzes und Wassers im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes werde ein heilsames Sakrament!" Dann besprengt er zuerst die Altäre der Osthälfte des Münsters und darauf die Mönche, alles unter Gebet und Gesang. Nun setzt sich der Konvent als Prozession in Bewegung und begibt sich durch den Kapitelsaal in die Marienkapelle, um hier die erste Station zu machen. Der Priester aber, begleitet von zwei dienenden Brüdern, von denen der eine das geweihte Wasser, der andere ein Kreuz trägt, geht hinüber in das Krankenhaus und spricht daselbst die vorgeschriebene Gebetsformel, während der eine Bruder die Räume und die in ihren Betten aufsitzenden Kranken besprengt. Nach ihrer Rückkehr zieht die Prozession weiter bis zu der in der Südostecke des Kreuzgangs mündenden Schlafsaaltreppe. Während der zweiten Station hier wird von den dreien die Segnung und Besprengung des Schlafsaals vorgenommen. Dann geht es einige Schritte weiter zur Türe des Refektoriums, an der der dritte Halt stattfindet. Im Innern des Saals wird dieselbe Weihehandlung vorgenommen, auch ein Teller mit gesegnetem Salz zurückgelassen zum Gebrauch bei den Mahlzeiten, während ein zweiter Teller in die Kirche getragen wird. Die Prozession durchschreitet darnach, indem der Priester und seine Begleiter gleichzeitig die Konventsküche und den Keller betreten, den westlichen Kreuzgangflügel und erreicht durch das auditorium hospitum den Vorhof der Kirche, das vestibulum, zum vierten Halt. Dieser Vorhof spielt bei den Umzügen eine große Rolle, ja er ist um ihretwillen so geräumig angelegt, wie ihn unsere Abbildung zeigt. Nach der Bauvorschrift von Farfa soll er 65 Fuß lang sein und so ziemlich dieselbe Ausdehnung hat in Hirsau der Zwischenraum zwischen dem Langhaus des Hauptmünsters und dem westlichen Turmpaar, der einst das Paradies, wie der Vorhof auch genannt wird, bildete. Durch das Westportal zieht von hier die Prozession in die Kirche ein und macht die letzte Station am Kreuzaltar, bis sie in den Chor zurückkehrt, von dem sie ausgegangen ist.

Aehnlich, nur prächtiger, sind die Umzüge durch den Kreuzgang an den Festtagen. Hieher gehört auch die Lichterprozession an Mariä Lichtmeß (2. Februar). Beim Gottesdienst in der Marienkapelle werden die erforderlichen Kerzen durch ein langes Weihgebet, das uns erhalten ist, gesegnet und verteilt. Der Priester spricht sodann die Kollekte: „Herr Gott, Du unerschöpfliches Licht und Schöpfer aller Lichter, segne dies Licht, das Deine Gläubigen tragen, daß wir von dem Licht Deiner Klarheit entzündet und erleuchtet werden." Während des Umgangs, der den vorhin geschilderten Weg nimmt, ertönen an diesem Tag fast nur Marienlieder.

Einen düsteren Charakter tragen die an den Fasttagen ausgeführten Prozessionen mit nackten Füßen. In kleinerer Ausdehnung führen sie durch den Kreuzgang, zuvor

aber auf den Kirchhof zum Besuch der Toten, deren dann bei der Station in der Marienkapelle im Gebet besonders gedacht wird. Abt Odilo von Kluni hatte die auch in Hirsau übernommene Verordnung getroffen, daß diese für die Aelteren und Schwächeren besonders anstrengenden Gänge während der rauhen Jahreszeit, von Allerheiligen (1. November) bis zum Beginn der großen Fastenzeit (40 Tage vor Ostern), unterbleiben dürfen. In der andern Hälfte des Jahres aber finden sie jeden Mittwoch und Freitag statt, am Aschermittwoch mit der Besonderheit, daß die Brüder Asche auf dem Haupt tragen, die ihnen der Abt aufgestreut hat.

Bisweilen nehmen die Prozessionen mit nackten Füßen auch eine Kirche außerhalb des eigentlichen Klosters zum Ziel. Den Mönchen werden am Ausgang des Münstervorhofs Pilgerstäbe überreicht, als ob sie eine weite Wallfahrt anzutreten hätten. Sie bleiben etwas länger aus und singen die Hora und die Messe in jener Kirche. So ist es Brauch bei den drei Bittgängen vor Christi Himmelfahrt, den sogenannten Rogationen, oder bei den Notprozessionen zur Abwendung von Mißwachs oder feindlicher Bedrückung. Eine oder die andere Kirche in der Umgebung des Klosters besaß wohl jede namhafte Abtei, manche hatten ihrer eine größere Anzahl. Bekanntlich war die Reichenau schon in karolingischer Zeit ganz übersät mit Kirchen und Kapellen. Auch unseren württembergischen Benediktinerklöstern fehlte es nicht an solchen Nebenkirchen. In Hirsau diente nach der Erbauung des großen Klosters die ältere Aureliuskirche diesem Zweck. Großkomburg hatte in geringer Entfernung seine Aegidiuszelle (Kleinkomburg). In Zwiefalten gab es im 12. Jahrhundert außer dem Hauptmünster eine Johanniskapelle und eine Nikolauskirche. In Alpirsbach ist noch der Turm einer nordwestlichen Kirche vor dem Münster erhalten. Auf dem Frauenberg bei Lorch standen in der Umgebung des Marienmünsters noch Gotteshäuser zum hl. Aegidius, Nikolaus und Johannes.

Ein Gegenstück zu den Rogationen bildet die ebenfalls nach einer Nebenkirche ausziehende Palmsonntagsprozession, vielleicht die glänzendste des ganzen Kirchenjahres; denn das Fronleichnamsfest kannte jenes Zeitalter noch nicht. Sie hat die Merkmale mönchischer Niedrigkeit und Kasteiung abgestreift und gleicht mehr einem Triumphzug. Wir haben aus Kluni einige Nachrichten, wie sie dort gegliedert und ausgerüstet war. Nachdem in der Frühe die gewöhnliche Sonntagsprozession ausgeführt ist, zieht man nach der Terz zu der dem hl. Majolus, dem großen Abt, geweihten Kirche. (Der Palmsonntag ist durch zwei Prozessionen ausgezeichnet.) Auf Teppichen vor dem Hauptaltar aufgehäufte „Palmen" und Gelzweige werden geweiht und an die im Chor versammelten Brüder ausgeteilt. Schon am Vorabend sind die Reliquiare hergerichtet und über Nacht die goldenen hinter dem Hauptaltar, die silbernen am Kreuzaltar bei Kerzenlicht aufbewahrt worden. Die Träger der Prozessionsgeräte und der Reliquienbehälter werden ausgesucht. Die Prozession ordnet sich in folgender Weise: Voran wird getragen das Weihwasser, dann zwei goldene Kreuze, zwei kostbare Evangelienbücher, zweimal zwei Kandelaber, zwei goldene Weihrauchfässer. Es folgen die Reliquien, an denen das weltberühmte Kluni besonders reich war und die in Schreinen, Kästchen, Figuren, Behältern der verschiedensten Form geborgen waren; genannt wird vornehmlich das Bild des hl. Petrus. Auch in Farfa besaß man eine mit Reliquien gefüllte Petrusbüste, dazu den Marcellus-Sarkophag und einen Gregorschrein. Einen bedeutenden Schatz von Reliquien hatte Zwiefalten; von Hirsau hören wir aus der Frühzeit, daß es aus Kluni ein silbernes Kästchen mit drei Haaren des Apostelfürsten erhielt. Hinter den Reliquienträgern beginnt nun der lange Zug der Mönche, zu 2 und 2, in weißen Gewändern, die geweihten Zweige in

den Händen tragend. Voran die Nichtsänger, dann die Kinder mit ihren Lehrern, darauf die Sänger, zuletzt der Abt. Ist die Aufstellung beendet, setzt volles Glockengeläute ein, eine Antiphone wird angestimmt und die Kirche durchschritten. Im Vorhof tritt ein aus 30 Dienern gebildetes Fahnenträgerkorps an die Spitze und hinten schließt sich das Laienvolk aller Stände an, das an diesem Tag mitziehen darf. In der Majoluskirche findet ein Gottesdienst statt mit Predigt für das Volk. Auf dem Rückweg wird die Prozession im Vorhof des Münsters von einer Anzahl Sänger in prächtigen Chormänteln empfangen, sie schließt zu einem in der Mitte freien Viereck auf, die Fahnenträger bilden Spalier, die vorgeschriebenen Psalmverse werden gesprochen, alle Glocken läuten zusammen, und mit Gesang zieht der Konvent in die Kirche ein und in den Chor zurück, um die Hauptmesse des Tages zu feiern, die der Wochenpriester in goldgesticktem Gewande zelebriert.

Nach diesem Muster hat auch Hirsau seine Prozession am Palmsonntag und an ähnlichen Festen gestaltet. Statt in die Majolusbasilika zog man über die Nagoldbrücke in das Aureliusmünster, statt echter Palmen, die aber auch in Kluni schwerlich aufzutreiben waren, wird man Stechpalmen und statt Oelbaumreiser Tannenzweige, wie sie der Schwarzwald schöner bot, getragen haben. An Gold, Silber und Reliquien konnte man mit Kluni nicht wetteifern, aber auch bei einigen Abstrichen bleibt immer noch ein formen- und farbenreiches Bild und eine auf Sinne und Gemüt stark wirkende Begehung. Das dem kluniazensisch-hirsauischen Kultus eigene Streben nach Prachtentfaltung und Eindruck auf die Massen, das oben im 3. Abschnitt hervorgehoben wurde, fand im Prozessionswesen ein besonders dankbares Betätigungsfeld und nicht umsonst wurde das Laienvolk zur Beteiligung eingeladen. Man wollte öffentlich zeigen, was man bedeutete und vermochte.

Aber hieß das nicht gegen die tiefsten Gedanken und Kräfte des Mönchtums, die Ideale der Entsagung und Weltflucht, verstoßen? Das Mönchtum selbst hat bald an dieser Prunkliebe und Verweltlichung Anstoß genommen. Der größte Mönch des 12. Jahrhunderts, Bernhard von Clairvaux, erhob seine weithin gehörte Stimme und der von seinem Geist beseelte Zisterzienserorden traf in der Absicht, zu der alten Einfachheit und Unbeflecktheit zurückzukehren, unter anderem auch die Anordnung, daß die Prozessionen auf nur wenige im Jahr und auf die Klausurgrenzen beschränkt werden sollten.

Peter Goeßler / Dr. David Friedrich Weinland

Als wertvolle Erinnerung bewahre ich das Exemplar des Rulaman, das mir der ehrwürdige Verfasser am 9. November 1908 nach einem Besuch in Hohenwittlingen in „freundschaftlicher Hochschätzung" gewidmet hat, sowie das Gedicht „Zu Rulaman. Für meine Freunde" (Eßlingen, April 1878), das er mitsandte.

„Nun, wer von Euch, Ihr Freunde, mit mir fühlt
Für einfach kindliche Natur des Wilden,
Und für des dunkeln Waldes heimlich Leben
Und für die kühne Jagd des Steinbeilmannes
Auf riesig Wild, von dessen Brüllen einst
Der Urwald unserer Rauhen Alb erdröhnte,
Und für das Schicksal jener, die vor uns
Auf diesen schönen Felsenbergen hausten, —